

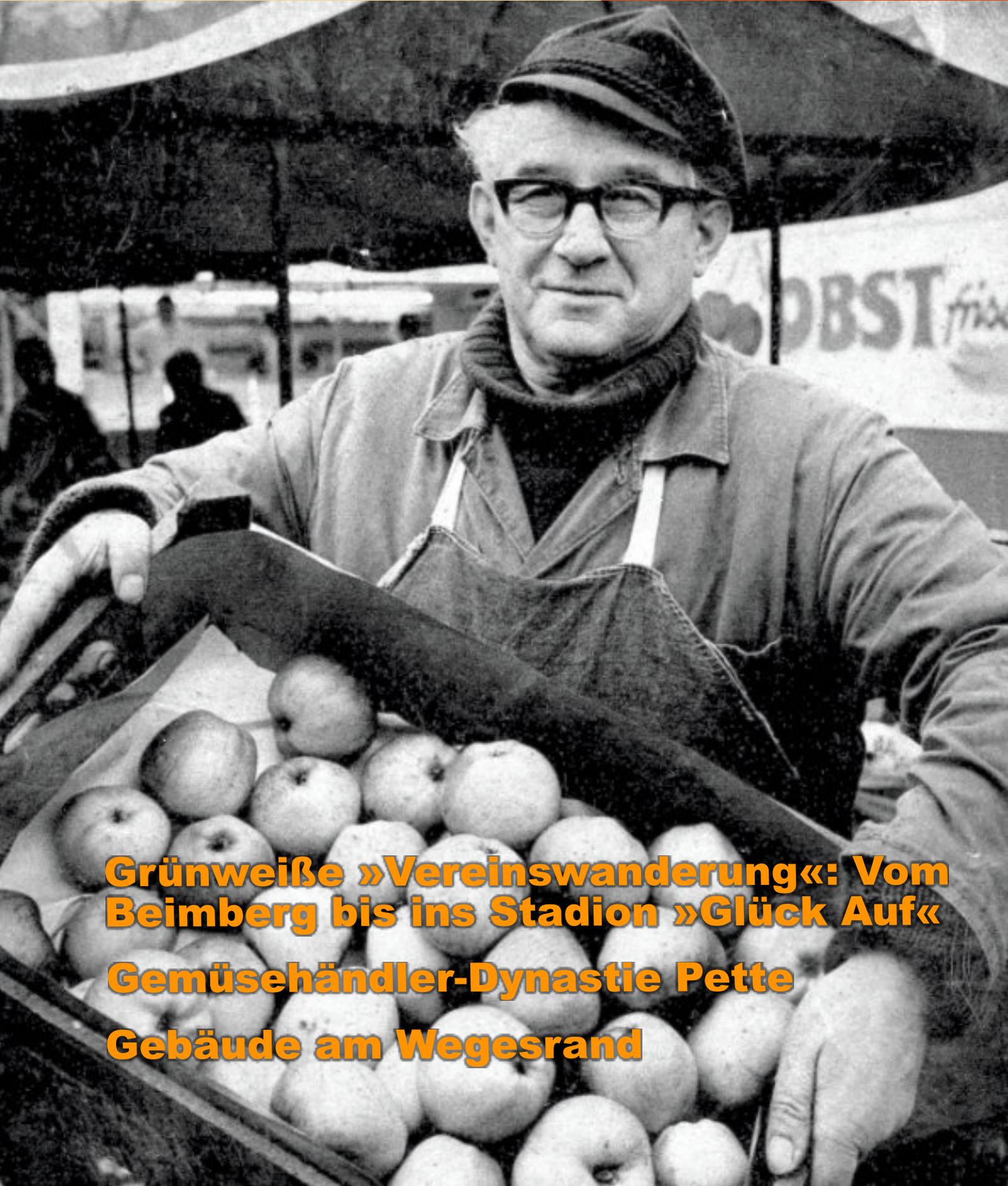
Der Bote

August 2023



Schutzgebühr: 4,50 €

6. Jahrgang - Nummer 23
August 2023



**Grünweiße »Vereinswanderung«: Vom
Beimberg bis ins Stadion »Glück Auf«
Gemüsehändler-Dynastie Pette
Gebäude am Wegesrand**

Die 23. Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wieder einmal ist Vielfalt angesagt. Wer den 23. Boten in den Händen hält, merkt schnell, hier haben sich wieder viele Autorinnen und Autoren bemüht, Geschichten aus dem alten Herne zusammenzutragen.

Unsere Themenpalette reicht diesmal von einer »grünweißen Vereinswanderung« in Sodingen, einem spätberufenen Torwart und einem ehemaligen Bergmann, der mal am Schwarzen Weg und mal im italienische Torre Pali lebt. Brigitte Cramer, geborene Pette, nimmt die »Botenfans« außerdem mit auf eine Zeitreise. Sie erzählt Herner-/Sodinger Marktgeschichten. Ergänzt wird dieser Zeitzeugenbericht durch etliche historische Fotos. Auch Lebensmittelmarken können natürlich interessante Geschichten erzählen, wie es hier nachzulesen ist. Helmut Bettenhausen, der Vater der über die Stadt- und Landesgrenze bekannten Künstlerzeche Unser Fritz, lässt uns an seiner vielfältigen Arbeit und seinem Leben teilhaben. In der Reihe »Erinnerungen« geht es diesmal weiter mit einer Schmunzelgeschichte um den »Kinderbadetach«, der meist in der Küche stattfand.

Wenn es um lokale Vereinsarbeit geht, sollte auch mal der Herner Imker-Verein erwähnt werden. Ergänzt wird diese Rubrik mit vielen Neuigkeiten aus dem Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel. Und weil wir auch mal etwas Neues wagen, lädt der »Bote« diesmal zum sogenannten »Sütterlin-Experiment« ein.

Also, viel Spaß beim Lesen, Staunen und Erinnern.

Mit einem herzlichen Glückauf!

Friedhelm Wessel

Hier können Sie unsere Arbeit unterstützen:



betterplace.org/p111775

Sie können Ihre Spende von der Steuer absetzen. Ein Service von



Helene Edwards



Günter Habijan



Andreas Janik



Gerdi Kernbach-Tinnemann



Wolfram Ninka



Dr. Peter Piasecki



Anna-Maria Rawe



Thorsten Schmidt



Sascha Schug



Friedhelm Wessel

Inhalt

Grünweiße »Vereinswanderung«: Vom Beimberg bis ins Stadion »Glück Auf«	4
Der Arbeitstag begann meist um 3:30 Uhr	6
Gebäude am Wegesrand - Das ehemalige katholische St. Antonius Waisenhaus	8
Ein spätberufener Torwart: Jürgen Wolfert	12
Als Steiger Null gegen eine »Spitze« lief	14
Das Sütterlin-Experiment	15
Vom Eisenwichser zum »ersten Zechenkünstler«	16
Automobilität	18
Ode an Herne	20
Berkeler Geschichten	23
Mein bisschen Spucke ...	24
Wärme schenken	27
Aus dem Verein	28
Vom Schwarzen Weg nach Torre Pali: Rocco Ciurlia	29
Lebensmittelmarken in den schwierigen Nachkriegsjahren	30
Das Kästchen von Ceylon (Sri Lanka)	31
Erinnerungen: Kinderbadetag in der Küche	32
»Imkern« hat eine lange Tradition in Herne	35
Helmut Bettenhausen	36

Redaktion: Helene Edwards, Günter Habijan, Andreas Janik, Gerdi Kernbach-Tinnemann, Wolfram Ninka, Dr. Peter Piasecki, Anna-Maria Rawe, Thorsten Schmidt, Sascha Schug, Friedhelm Wessel.

Lektorat: Anna-Maria Rawe, Patricia Schubert

Verantwortlich für den Inhalt: Thorsten Schmidt

Titelbild: Friedhelm Wessel

Fotos: Seite 4 - 5: Sammlung Friedhelm Wessel - Seite 6 - 7: Sammlung Brigitte Cramer - Seite 8 - 11: Archiv der kath. Kirche Herne - Seite 12 - 17: Sammlung Friedhelm Wessel - Seite 18 - 19: Sammlung Wolfram Ninka - Seite 20: Thorsten Schmidt - Seite 24 - 26: Sammlung Helene Edwards - Seite 27: Sammlung Schule an der Vellwigstraße - Seite 28 - 29: Friedhelm Wessel, Marcus Schubert - Seite 30 - 31: Sammlung Historischer Verein Herne, Anna-Maria Rawe - Seite 32 - 34: Sammlung Friedhelm Wessel - Seite 35: Sammlung Imkerverein Herne - Seite 36: Friedhelm Wessel

(Etliche Fotos sind oftmals nicht mit dem Namen des Fotografen gekennzeichnet, sodass eine Recherche der Bildrechte in vielen Fällen nicht möglich war. Grundsätzlich haben wir uns darum bemüht, alle Urheberrechte an den veröffentlichten Fotos und Dokumenten zu klären. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.)

Wir weisen darauf hin, dass das Urheberrecht an den Artikeln bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Verwendung und Abdruck in anderen Medien, auch auszugsweise, ist nur mit deren ausdrücklicher Zustimmung gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

Druck: **medienzentrum ruhr** 
offsetdruck : verlag : agentur : digitalprint
Industriehstraße 17, 44628 Herne

Kontakt:
Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18
44623 Herne

E-Mail: redaktion@hv-her-wan.de
Fon: (0 23 23) 1 89 81 87
Fax: (0 23 23) 1 89 31 45



Grünweiße »Vereinswanderung«: Vom Beimberg bis ins Stadion »Glück Auf«

Alter SV-Sportplatz im heutigen Bereich An der Linde. Im Hintergrund die Kirchstraße mit der Peter und Paul Kirche.

Die Geschichte beginnt 1912, als sich 40 Sodinger dazu entschließen, einen Sportverein zu gründen. Nach der Gründungsversammlung im Haus Ropertz; damals Schulstraße, heute Händelstraße, möchten die jungen Kicker den Platz am Beimberg, unter dem 1910 errichteten Kaiser-Wilhelm-Turm, als Sportfläche nutzen. Im Sodinger Amtshaus lehnt man dieses Ansinnen zunächst mit der Begründung: »Fußball ist kein Sport«, ab. Dabei widmeten sich in den umliegenden Gemeinde wie Gerthe (1911) und Herne, hier hatte es bereits 1904 (Westfalia) und 1909 (Germania) entsprechende Vereinsgründungen gegeben, viele Menschen dem Fußball. Doch die fußballbegeisterten Sodinger ließen sich nicht bremsen und schufen sich auf dem Beimberg ein provisorisches Sportdomizil.

Nun half die Zeche Mont-Cenis. Hinter der Kokerei; heute Baueracker / An der Linde, stellte der Pütt ein Gelände zur Verfügung. Der Zulauf war enorm. Fußball und sogar Hockey wurde hier gespielt. Später kamen sogar Feldhandball und Leichtathletikwettbewerbe hinzu. Die Wahl des Platzes erwies sich aber als nicht ideal, denn die Sportler klagten zunehmend über Gesundheitsgefährdung durch Rauch und Gas, die von der nahen Kokerei stammten. So sah man sich erneut nach einem neuen Spielort um. An diesem Platz, hinter der MC-Kokerei, konnte der Verein mit einer beispiellosen Serie überzeugen: 63 mal gingen hier einst die Grünweißen als Sieger vom Platz.

Diesmal fiel die Wahl des neuen Spielortes auf einen Acker an der Mont-Cenis-Straße, der in einen Bereich, der auch heute noch bei alten Sodingern als »Ausweiche Möller« bekannt ist, lag. Auch hier half der Pütt, auf dem 1922, als man mit dem Bau des Stadions »Glück Auf« begann, rund 6.000 Kumpels tätig waren. Kaum war die Fläche hergerichtet, beschlagnahmten die französischen Besatzer 1923 den Platz. Deswegen fand die offizielle Einweihung der Anlage erst 1925 statt. Inzwischen hatte dieser ummauerte Platz zwischen Liebig- und Gysenbergstraße seinen Namen weg: In Sodingen nannte man ihn: »Aschenkippe«; denn 1949/50, als der SV Sodingen in die 2. Liga aufstieg, musste das Stadion modernisiert werden. Unter anderem war die Spielfläche zu klein und wies ein Gefälle von über einem Meter auf. 8.000 freiwillige Helferstunden, etliche Tonnen schwarzer Boden; er stammte von Mont-Cenis, waren notwendig, um dem Platz die vorgeschriebenen Maße von 64 mal 105 Meter zu verpassen. Dazu mussten 8.000 Kubikmeter Erde bewegt werden, gleichzeitig wurden sechs neue Kassenhäuschen gebaut und das Fassungsvermögen des Stadions »Glück Auf« von 10.000 auf 16.000 Plätze erweitert. Trotz der enormen Eigenleistungen musste der SVS damals 80.000 Mark in den Umbau stecken. Dabei hatte schon die Beseitigung der Kriegsschäden ein Loch von fast 9.000 Mark in die Vereinskasse gerissen.

Kaum hatten sich die Grünweißen an der Mont-Cenis-Straße so richtig etabliert, gab es neue Pläne. Ab 1952 begann der Bau des



Hockeymannschaft des SV Sodingen

neuen Stadions »Glück Auf«, an der Ringstraße. Auch hier half der Pütt. Im Schatten der Schächte 2/4 entstand ein Neubau. 1954 erfolgte die Einweihung – ein Jahr später erreichte die Elf vom Zechenberg sogar die Endrunde zur Deutschen Fußballmeisterschaft. Wieder musste investiert werden, rund 400.000 Mark steckte der Verein diesmal ins Stadion. Unter anderem wurde ein Zuschauerrang mit Bergmaterial des nahen Pütts aufgeschüttet. Der Nachteil: Durch den großen Druck im Inneren, entzündete sich der Restkohlenanteil im Bergematerial. Die Folge: Der Zuschauerrang verfügte so eine zeitlang über eine kostenlose Fußbodenheizung.

Der DFB fällte nun ein folgenschweres Urteil: Die Heimspiele um die Deutsche Meisterschaft musste 1955 in Gelsenkirchen (gegen Kaiserlautern und Berlin) und den HSV in Köln ausgetragen werden. Die Grünweißen hinterließen trotzdem einen guten Eindruck in der Fußballwelt. Deutscher Meister wurde die Mannschaft um Helmut Rahn, die Rotweißen aus Essen.

Das alte Stadion an der Mont-Cenis-Straße wurde bis zur endgültigen Aufgabe, im Jahre 1975, weiterhin für die Vereinsarbeit genutzt. Hier trainierten unter anderem die Nachwuchsteams des Vereins. Aber auch Feste und andere Veranstaltungen fanden hier, bis zur Einebnung des Platzes und Abriss der Mauer sowie der Gebäude statt. Hier gastierte unter anderem Anfang der 1950er-Jahre eine Kosaken-Reitertruppe, es fanden Boxkämpfe unter freiem Himmel

statt. 1965, als sich auf der Zeche Mont-Cenis ein großes Unglück (neun Tote) ereignete, sollte auf der alten Aschenkippe das Fest, aus Anlass des 80-jährigen Bestehens des 1885 gegründeten Bergmanns-Unterstützungsvereins Sodingen, in einem großen Festzelt gefeiert werden.

Etliche Kicker absolvierten auf den Plätzen an der Mont-Cenis- und Ringstraße ihre ersten Spiele. Ihre Namen sind auch heute noch fest mit dem SVS verbunden. So unter anderem Hännes Adamik, Leo Konopczinski, Hans Cieslarzyk, Gerd Harpers, Alfred Schmidt, Günter Sawitzki, Willi Demski, Gerd und Lothar Hensel, Bernd Thiele, Siegfried Grams, Christos Orkas, Manfred und Roland Kosien, Fritz Grösche, Harry Linka und Fritz Huth.

An die alte SVS-Spielstätte an der Mont-Cenis-Straße erinnert heute nichts mehr. Dort entstand eine neue Wohnbebauung und ein städtischer Kindergarten. Wer aber heute das Stadion »Glück Auf« besucht, erreicht die Anlage, die 1975 von der Stadt Herne erworben wurde, jetzt über die Hännes-Adamik-Straße.



Friedhelm Wessel

Der Arbeitstag begann meist um 3:30 Uhr



Am Marktstand in Sodingen

Obst und Gemüse haben ihr Leben geprägt – beeinflusst: Brigitte Cramer, geborene Pette. »Eine schwere Zeit, die mich geprägt hat«, berichtet die ehemalige Markthändlerin aus Sodingen. Sie ist die Nachfahrin einer Herner Obst- und Gemüsehändlerdynastie, die erst vor einigen Jahren endete: Die Familie Pette.



Brigitte Cramer, geborene Pette

Begonnen hatte alles mit Großvater Fritz, der seine landwirtschaftlichen Produkte, auf dem Markt am Haranni-Platz (Bochumer Straße) zum Kauf anbot. »Großvater

Fritz, der einst an der Stammstraße wohnte, verfügte auch über eigene Gemüsegelder, die damals zwischen Stamm- und Schillerstraße lagen«, erzählt die ehemalige Markthändlerin von der Ringstraße. Der Transport von Obst, Gemüse und Kartoffeln erfolgte noch mit Pferd und Wagen. »Opas Pferd hieß Mizzy«, berichtet Brigitte Cramer weiter.

Schon als Elfjähriger half später ihr Vater Willi (1903 bis 1984) am Stand des Vaters aus. Ihr Arbeitstag begann damals um 4:30 Uhr. Willi fuhr dann mit seiner Mutter zum Großmarkt nach Bochum, um hier die landwirtschaftlichen Produkte einzukaufen. 500 Gramm Bananen kosteten in jenen Tagen 20 Pfennig, für ein Pfund Zwiebeln mussten die Pettes damals 10 Pfennig bezahlen.

Später verlegten die Pettes ihren Verkaufsbereich nach Sodingen. So gehörten Fritz und Willi Pette ab 1919 zu den ersten Händlern auf dem neuen Markt im Schatten des Amtshauses.

An der Saarstraße fand die Familie auch ein neues Domizil. »Ich musste damals sehr oft die notwendigen Markt- und Standutensilien mit einem Karren von der Saarstraße an zwei Tagen in der Woche auf den Marktplatz schieben. Eine schwere Arbeit«, un-



Großes Angebot am Pette-Stand

terstreicht die 1940 geborene Brigitte Cramer. »Meine Eltern haben sich damals übrigens auf dem Haranni-Markt kennengelernt«, lacht die agile Sodingerin, die ab 1980 für einige Jahren in die beruflichen Fußstapfen ihres Vater trat.



Intensive Kundenberatung am Marktstand

»Ich kann mich noch gut an die Zeiten erinnern, als ich morgens um 3:30 Uhr zum Herner Großmarkt fuhr. Es folgte ein langer und harter Arbeitstag, der zwar offiziell um 14:00 Uhr endete, danach aber im Gemüse- und Obstlager an der Saarstraße weiter-

ging.« Besonders harte Zeiten brachen für Brigitte Cramer an, wenn es hieß »Kartoffeln müssen eingekellert werden.« »Säckeweise trug ich damals Kartoffeln in unendlich viele Sodinger Keller«, erzählt Brigitte Cramer weiter, die sich aber auch gerne an die sinnigen Marktsprüche ihres Vaters und an seine kompetente Kundenberatung in Sachen Obst und Gemüse, erinnert. »Er hat mich sehr geprägt.«

Aus familiären Gründen zog sich Brigitte Cramer danach vom zeitintensiven aktiven Marktgeschäft zurück. »Aber der Sodinger Markt lässt mich einfach nicht los. Ich besuche ihn so oft wie möglich. Mehrfach hat man mir sogar noch eine Stelle an einem Stand angeboten. Die heutigen Marktbesucher haben wohl gemerkt, dass ich vom Fach bin. Doch bin ja nicht mehr die Jüngste«, lacht die Sodingerin, die aber den Marktstandortwechsel in Sodingen, vom ehemaligen Amtshaus an die Akademie, sehr bedauert.



Friedhelm Wessel

Gebäude am Wegesrand - Das ehemalige katholische St. Antonius Waisenhaus



Herne. Kath. Waisenhaus m. Ledigenheim

Was heute an der Dünkelstraße 37 ein Haus der Lehre und Forschung, mit medizinischen Inhalten ist, war früher ein mit Kinderstimmen erfüllter Kindergarten und davor ein Waisenhaus.

Vielfältige Erinnerungen tun sich bei dem einen oder anderen Leser auf; positive und leider auch negative. Doch nun von Anfang an:

Dem Dechanten und Pfarrer von St. Bonifatius, Franz Schäfer (1848-1924), und vor allem dem ersten Pfarrer von Herz Jesu im Herner Süden, Franz Düwell (1869-1853), lagen die Herner Waisenkinder sehr am Herzen. Sie mussten, wenn sie Waisen wurden, entweder als katholische Kinder in evangelische Kinderheime oder gar ortsfremd nach Bochum geschickt werden. Um diesem nach heutigen Maßstäben unsinnigen Zustand abzuhelpfen, wurde im Oktober 1910 zu einer ersten Interessenversammlung eingeladen. Es wurde über die Gründung eines Waisenhausvereins der Herner Kirchengemeinden diskutiert und dieser wenige Monate später beschlossen.

Unter der Verantwortung aller Herner Gemeinden, zusammen mit Vertretern der Stadt und einiger Privatpersonen, wurde am 13. Juli 1911 der Katholischen Waisen-

hausverein Herne e. V. gegründet. Diese »milde Stiftung« hatte ihre Aufgabe in der »Versorgung und Pflege armer, verwaister und gefährdeter Kinder, aus den katholischen Pfarrgemeinden der Stadt Herne«.

Mitglieder des Vorstandes waren laut Satzung: Die Pfarrer der beteiligten Gemeinden von St. Bonifatius, St. Marien, Herz Jesu und St. Joseph sowie je ein Magistratsmitglied und ein katholischer Vertreter der Stadtverordneten der Stadt Herne. Dazu kamen weitere Mitglieder und die leitende Schwester des Hauses.

Zum ersten Vorstand gehörten: Architekt Johann Schulte, Bäckermeister Heinrich Delbeck, Maler Heinrich Wehling, Rektor Wilhelm Schemm, Bergmann Wilhelm Mies und Ingenieur Karl Scherer. Vertreter der Stadt waren Oberbürgermeister Dr. Büren (ab 1914 Dr. Sporleder) und Betriebsführer Peter Berg (ab 1914 Jean Vogel).

Von der Stadt Herne wurde bereits im Februar 1911, als erstes Gebäude von der Herz Jesu Gemeinde, das alte Seuchenhaus (30 x 12 Meter) an der damals neuen Dünkelstraße und vom Landwirt Ludwig Veuhoff ein erstes angrenzendes Grundstück über 4.028 m² erworben und im September 1911 dem Verein übergeben, umgebaut und am 25. Februar 1912, für 14 Waisenkinder

und drei Schwestern, des Vinzenterinnen Ordens aus Paderborn, in Betrieb genommen.

Ende November 1912 wurde vom Schmied Heinrich Schlingermann ein zweites angrenzendes Grundstück, über 2.341 m² dazu erworben. Ein weiteres Grundstück wurde von der ev. Gemeinde Herne, über 4.130 m², im Jahre 1927 erworben, welches den Grundbesitz, abzüglich des Bauplatzes des Vereinshaus St. Joseph, bis zum Ende ausmachte.

Die Schwestern Adelheid (Oberin), Dominata (Küche) und Tenestina (Kindergarten) übernahmen das Haus arbeitsteilig.

Schnell wurde das Haus zu klein. Die Belegungszahlen explodierten. So waren es zu Kriegsende 1918 bis zu 251 Kinder die das Haus füllten.

»Infolge der Kriegsverhältnisse stieg die Zahl der Waisenkinder bis auf 131 (1918) an. Zwölf größere dieser Kinder nahm Herr Pastor Düwell in sein Pfarrhaus zum Schlafen. Ebenso stellte er seine Kellerräume zur Verfügung, da die Baracke nicht unterkellert war. 6 - 8 größere Knaben schliefen im Ledigenheim in dem oberen Stockwerk und 20 - 30 Kleinkinder wohnten jahrelang mit den Schwestern unter der Bühne des Festsaales im Ledigenheim.«

Die hygienischen Zustände waren dramatisch. Viele erkrankten und die Schwestern Adelheid und Tenestina verstarben an Typhus.

Auch der Kindergarten musste in Ledigenheim St. Joseph ziehen. Alles blieb sehr beengt.

Im Juli 1920 wurde eine städtische Wohnbaracke erworben, hinter das Waisenhaus gesetzt und mit einem Zwischenbau verbunden.

Die Zahl der Schwestern wurde erhöht. Als neue Oberin wurde 1921 Schwester Dominata eingeführt. Unter ihrer Leitung wurde im Dach des Zwischenbaus eine Kapelle eingerichtet und am 9. Oktober 1922, mit dem heiligen Messopfer eingeweiht.

Immer wieder wurde der Wunsch laut, einen großzügigen Neubau errichten zu wollen und endlich begann die Idee zu fruchten.

Es wurde großzügig geplant: Ein Kinderheim, eine Kleinkinderschule, eine Kapelle und ein Ledigenheim für Frauen sollten errichtet werden. Allerdings fraß die Inflation und die Zinsbelastung der Jahre diese Pläne, so dass nur noch das wirklich benötigte Kinderheim errichtet werden konnte.

Im November 1927 wurde Schwester Oberin Dominata nach Detmold versetzt und zur neuen Oberin, Schwester Prospera, ernannt.

Zwei Jahre lang leitete Schwester M. Ferdinande, mit Klugheit und Umsicht, den Bau des Hauses.

Der Herner Architekt Meinolph Drolshagen (tätig in Oldenburg, Allenstein und Herne. Geboren am 27. April 1882 in Bad Wünnenberg-Fürstenberg, gestorben am 12. März 1953 in Herne.) plante das Gebäude gegenüber der Herz Jesu Kirche. Die Firma Franz Klein erledigte die Bauarbeiten. Am 13. Juni 1928 erfolgte der erste Spatenstich und am 26. Juni 1928 wurde feierlich der Grundstein gesegnet. Am 20. Mai 1929 wurde das fertige Haus an die Pflegschaft der Schwestern übergeben.

Im März 1931 wurden nun auch die letzten vermieteten Räume des alten Siechenhauses (städtisches Fürsorgeamt) freigezogen und zum Waisenhaus zugeschlagen.

Die finanziellen Zuwendungen vermochten allerdings nicht, die stetig anwachsende Zins- und Abtragung zu leisten und es stand zwischenzeitlich die Zwangsliquidation an. Nur mit Mühen konnte dieses abgewendet und die Belastungen verringert werden.

Das geschah mit Hilfe ihrer treuen Schwestern (1932 waren 11 Schwestern vor Ort). Ganz besonders mit dem Wohlfahrtsdezernenten Karl Hölkeskamp wurde geschafft, gesammelt und unter vieler Mühen und Sorgen, nach und nach die Schuldenlast abgetragen. In dieser Zeit übernahm das Haus, da die Kinderzahl nicht so groß

war, berufstätige Damen. Sie eröffneten eine Mittagsküche und auch eine Hostienbäckerei.

Für die ausscheidenden Vorstandsmitglieder der Stadt, Hölkeskamp und Stall, wurden am 10. Dezember 1931 der Bürgermeister Hermann Meyerhoff und der Stadtverordnete Cremer gewählt. Von 1933 bis 1940 übernahm wieder Schwester Dominata die Leitung des Waisenhauses, um von Schwester Thaddäa abgelöst zu werden.

Am 7. August 1941 wurde der Trägerrahmen neu gefasst und am 10. Dezember 1954 der Verein in »St. Antonius Waisenhaus e.V.« umbenannt; mit St. Bonifatius als Besitzer und dem Pfarrer von Herz Jesu als Vorsitzenden.

Gleich nachdem das St.-Vinzenz Waisenhaus in Bochum durch einen Bombentreffer zerstört und dabei 65 Jungen und Mädchen sowie einige Schwestern getötet wurden, kam der Wunsch auf, schnellstmöglich zu evakuieren.

So wurden gleich nach dem 26. Juni 1943 alle Kinder evakuiert.

Die Kleinkinder kamen nach Störmede (Jugendhaus) Kreis Lippstadt. Sie wurden dort liebevoll und unentgeltlich bis 1945 aufgenommen. Die großen Kinder kamen ins St. Josef-Studentenheim nach Speyer. Noch eine kleinere Gruppe ins Schloss Guttenberg, bei Frankenberg in Oberfranken. Später kamen die Knaben nach Landau und die großen Mädchen nach Maria Rosenberg.

Tragischerweise wurde das schnelle Evakuieren erst durch die großen Opferzahlen aus Bochum möglich, für die diese Evakuierungsstellen ursprünglich vorgesehen waren.

In den freien Räumen zog ein Teil eines Schützenbataillons ein, welches die Kriegsgefangenen der Herner Zechen bewachte.

Die zurückgebliebenen Schwestern eröffneten im Dezember 1943 eine Volksküche, unter der neuen Oberin Schwester Heladia.

Das Haus wurde im Krieg beschädigt. Das Wirtschaftsgebäude brannte zweimal nieder.

Am 2. April 1945 rückte das Schützenbataillon, kurz vor der Einnahme durch amerikanische Truppen, ab und im Oktober waren alle Kinder wieder zurück in Herne. Die Leitung übernahm die mit heimgekehrte Schwester Theophilia, die aber schon im April 1947 krankheitsbedingt die Stelle verlassen musste. Die Schwestern Judith und Salvata übernahmen es nun, das Haus von den Schäden zu befreien und für die Zukunft vorzubereiten. 1958 kehrte nun Schwester Thaddäa als Oberin zurück. Es wurde durch eine stetige Zunahme von Waisenkinder immer schwieriger, die Unterbringung sinnvoll zu gestalten.

1961/1962 wurde damit begonnen, einen Anbau zu planen und moderne Grundsätze eines Waisenhauses einzuführen.

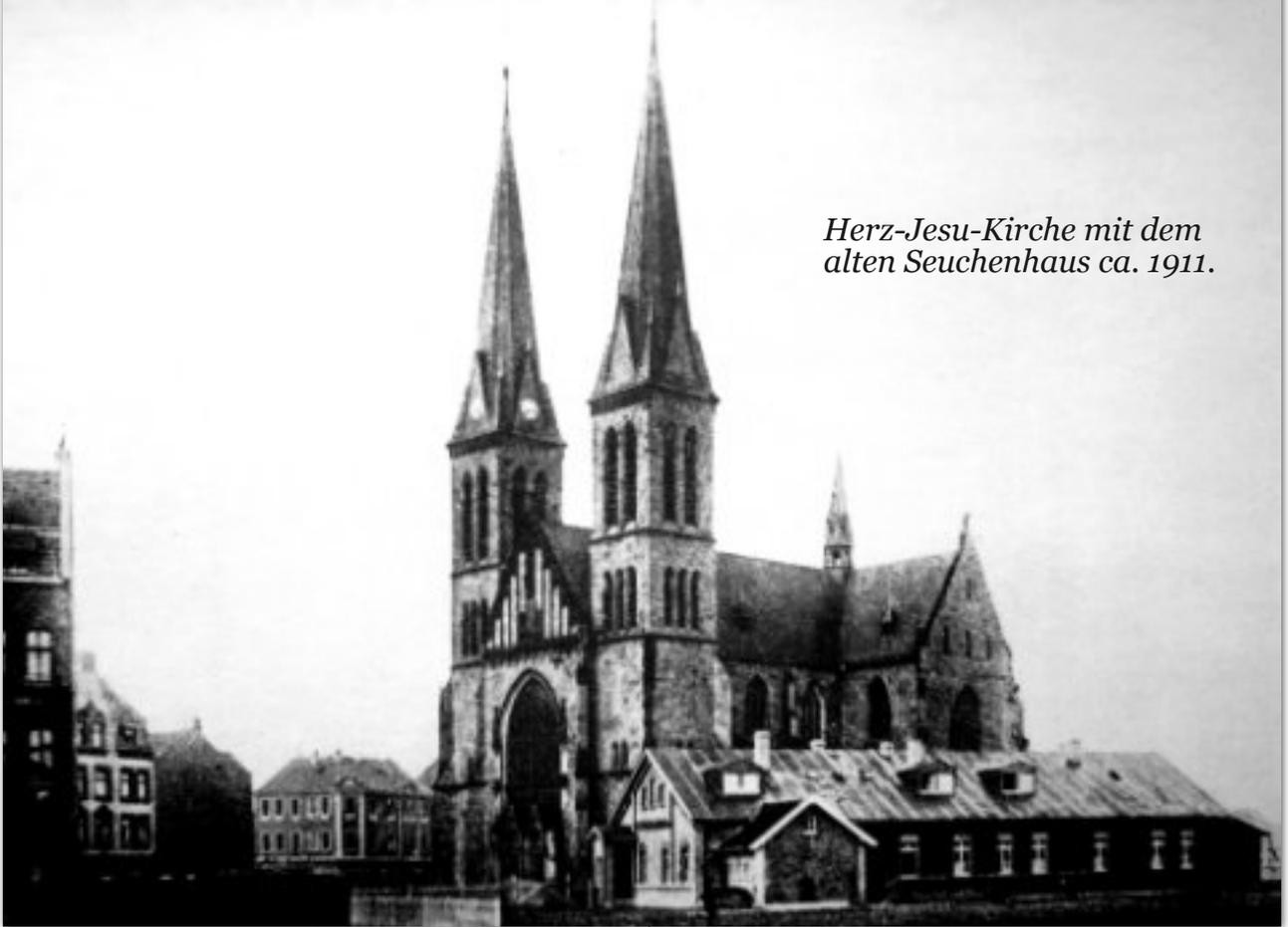
1963 wurde dazu der alte Teil des Hauses, bestehend aus den Resten des Siechenhauses abgetragen und ein, vom Architekt Klaus-Peter Gentgen aus Hagen geplantes Gebäude angebaut, welches am 20. November 1964 übergeben werden konnte.

Die Bewohner lebten zu 16. in einer Gruppe. In Vierbettzimmern gingen sie zur Ruhe. Die Betreuerinnen hatten nebenan eigene Schlafräume und auch Besuchsräume standen zur Verfügung.

Im 3. und 4. Stock des Neubaus hatten die Schwestern und Angestellte kleine, helle Einzelzimmer bezogen.

Zum Erweiterungsbau gehört auch die neue Kapelle. Hier befindet sich das von der Firma Bernhard aus Telgte aus Betonglas gefertigte Fenster »Das Opferlamm, umgeben von den vier Evangelistensymbolen«, entworfen von Schwester Ehrentrud Trost (1923-2004), aus der Benediktiner Abtei Varense, welche auch das große Mosaik der Bonifatius Kirche geschaffen hatte.

Mit dem Umbau des Altbaus wurde im April 1965 begonnen. Auch dort verschwanden die großen Räume zu Gunsten kleiner und gemütlicher. Der Haupteingang wurde



Herz-Jesu-Kirche mit dem alten Seuchenhaus ca. 1911.

dabei in den Neubau verlegt. Am 30. Juni 1966 wurde das Gesamtwerk feierlich eingeweiht und die Renovierung abgeschlossen.

Auch die Inhalte der Arbeit mit Waisen veränderten sich. Modernes pädagogisches Arbeiten stellte das alte System der Kinderverwahrung in den Schatten. Es hatte, trotz mannigfaltigen Bedarfs, einfach ausgedient.

Mit dem Abzug der Vinzenterinnen kam 1983 auch das Ende des Waisenhauses. Am 24. November 1983 beschließt die Mitgliederversammlung, unter der Leitung Pfarrers Alfons Vogt, die Auflösung, die am 8. August 1984 eingetragen wurde.

Die letzten Bewohner wurden anderswo untergebracht. Die Kapelle wurde entwidmet und alle liturgischen Gegenstände entnommen. Das Marienhospital übernahm das Gebäude und nutzt den Altbau für Forschung und Lehre sowie als Teil der Zentralen Versorgung. Im Neubau entwickelte sich 1996 ein Betriebskindergarten (MaKi-Ta), der am 15. Juni 1996 feierlich eröffnet wurde. 2009 wurden rund 50 Kinder betreut. Im August 2015 zog der Kindergarten ins alte Wanner Solbad um und die Arbeiterwohlfahrt übernahm die Räumlichkeiten als Kita FaBiO (»Fabelhafter Bildungs-

Ort«). Auch diese Einrichtung verließ im Jahr 2020 das Gebäude, um in den neuen Komplex an der Mont-Cenis Straße 144/146 zu ziehen.

Diverse Einrichtungen der St. Elisabeth Gruppe haben heute dort ihren Sitz. In diesem »Zentrum für Akademische Lehre des Marien Hospital [...] stehen für die Studierenden im Studium und im Praktischen Jahr Skills Labore sowie Unterrichts- und Aufenthaltsräumen zur Verfügung. Die Mitarbeiter der Lehrkoordination helfen bei Fragen zum Studium und Praktischen Jahr, begleiten Lehrveranstaltungen und Prüfungen und sind Bindeglied zum Studiendekanat.«

Das Haus steht aber nicht still. Es ist erfüllt vom Dienst an dem Nächsten, oder die Vorbereitung auf diesen Dienst. Es steht so in der Tradition der Gründerväter und Schwestern.

Wenn Sie sich erinnern, ob negativ oder positiv, schreiben Sie uns Ihre Erinnerungen. Auf Ihre Rückmeldungen sind wir gespannt.



Andreas Janik

Dieser Artikel wurde mit freundlicher Genehmigung des Pfarrarchivs der St. Dionysius Gemeinde erstellt.



Trainer Jürgen Wolfert (rechts) 1981/1982 mit der F-Jugend und Betreuer Locke (links)

Ein spätberufener Torwart: Jürgen Wolfert

Es begann eigentlich alles im ehemaligen Neptunbad. Als dort in den 1950er-Jahren die alljährlich Saison begann, suchte der damalige Badaufseher Reimann freiwillige Helfer, die mit ihm Anlage und Schwimmbecken für die anstehende Sommerzeit vorbereiten. »Als Belohnung gab es Freikarten«, erinnert sich der 1945 geborene Jürgen Wolfert, der bei seinen Großeltern im Schwarzen Weg aufwuchs. »So entdeckte ich auch schnell mein sportliches Talent«, erzählt der gebürtige Sodinger weiter. Als Schüler wurde er sogar zweimal Stadtmeister über die 50 Meter-Strecke. Eine große Schwimmkarriere bahnte sich an. Dann ein Schock - nach einen Fahrradunfall machte die lädierte Schulter nicht mehr mit. So wechselte Jürgen Wolfert vom Schwimmbecken auf die Schwarze Asche; er wurde Nachwuchskicker bei den Grünweißen.

»Opa Gustav Wirtulla war damals ein Edel-fan. Als die Sodinger 1952 dem Aufstieg in die Oberliga West entgegenstrebte, sahen wir uns alle Spiele an. Besonders an die Auswärtsbegegnungen in Bielefeld und in Oberhausen kann ich mich noch gut erinnern«, lacht Wolfert. Die Rückfahrt von Bielefeld dauerte damals nämlich etliche Stunden. An jeder Autobahnraststätte wurde eine Fanpause eingelegt. Da ging es hoch her. »Ein grün-weißes Fahnenmeer empfing uns. Erst gegen 24:30 Uhr traf der Bus am Denkmal in Sodingen ein. Auch hier wurden wir damals von etliche Hundert Fans begrüßt. Und in Oberhausen belager-

ten die Sodinger wohl das Niederrheinstadion. Dort habe ich vor dem Anpfiff 26 Busse mit SVS-Schlachtenbummlern gezählt«, berichtet Zeitzeuge Wolfert, der bald als Abwehrspieler für eine Schülermannschaft kickte, die von SVS-Legende Hännies Adamik trainiert wurde.

Den Grünweißen blieb Wolfert treu. Er kickte mit vielen bekannten Sodingern in der A-Jugend. Trainer dieses Teams war Hans Artin, ebenfalls ein SVS-Legende. Unter Heinz Edler spielte Jürgen Wolfert dann in der 2. Mannschaft aus Sodingen. »Eines Tages standen wir aber ohne Keeper da. Es gab eine Art Torwortschießen. Ich überzeugte und wurde von nun an mit 26 Jahren Stammkeeper des Teams«, unterstreicht Wolfert. Weil es aber kein Flutlicht und kaum Trainingsmöglichkeiten für diese Mannschaft im Schatten der MC-Fördertürme von 2/4 gab, wichen Kicker heimlich auf den spärlich beleuchteten Rasen, neben der Eissporthalle im Revierpark Gysenberg aus.

Torwart Jürgen Wolfert (rechts) 1972 beim SV Sodingen





Jürgen Wolfert (links) mit Helmut Wende und Fritz Huth (2012)

Der Rasen hat damals wohl arg gelitten. Nun war Hilfe zur Selbsthilfe gefragt: So wandelten die Fußballer, in der trainingsfreien Zeit, den ehemaligen PKW-Parkplatz an der Ringstraße in einen Trainingsplatz um. Wolfert: »Ich habe damals sechs Jahre in verschiedenen SVS-Teams im Tor gestanden. Manchmal ging es gegen den Abstieg, manchmal um den Aufstieg.«



Es folgte nun ein Wechsel zum Verbandsligisten Herne-Süd. Gecoacht wurde die Elf von Westfalia-Legende Horst Wandolek. »Bei Herne-Süd hatte ich mit Harry Bohrmann einen starken Konkurrenten. An ein Freundschaftsspiel in der Saison 1978/79 gegen die Herner Goldin-Startruppe kann ich mich noch gut erinnern. Wir erreichten eine beachtliches 2:2«, berichtet Wolfert weiter. Nun wollte der Nokia-Produktionsspezialist, ei-

gentlich seine Torwarthandschuhe an den Nagel hängen und wollte es etwas ruhiger angehen lassen. Dann schloss er sich aber den Alten Herren von Westfalia Herne an. Als Westfalia-

Trainer Horst Wandolek einen Ersatz für den verletzten Stammkeeper Jürgen Bradler suchte, fragte er seinen »Spezi«, Alfred Pyka. Der empfahl ihm Jürgen Wolfert. »So schaffte ich später, mit 36 Jahren, unter Dieter Tartemann noch den Sprung in die Oberliga. Hier absolvierte ich dann noch einige Pokalspiele«, lacht der »spätberufene« Ex-Kicker.

Zwischendurch nahm eine weitere Karriere ihren Lauf: Jürgen Wolfert war plötzlich auch als Trainer gefragt. In der Saison 1981/82 coachte er zunächst die F-Jugend von Westfalia. Wolfert erinnert sich: »Mit einem sensationellen Torverhältnis von 149:1-Toren wurden wir damals sensationell Kreismeister.« In den folgenden Jahren coachte Jürgen Wolfert weitere blauweiße Nachwuchsteams vom Schloss, um dann Seniorenmannschaften zu trainieren. So den FC Herne, den VfB Börnig und den RSV Holthausen. Fußball spielt auch heute noch eine »große Rolle« bei der Familie Wolfert, denn auch Sohn Oliver begann einst seine sportliche Laufbahn bei der Westfalia und Ehefrau Doris fungierte dort sogar zeitweise als Mannschaftsbetreuerin. Von Herne aus verfolgt Jürgen Wolfert mit großem Interesse das Spielgeschehen auf der Insel. Denn beruflich verschlug es den TV-Spezialisten einst für einige Zeit nach England. »Seitdem bin ich nämlich auch ein Fan der Premiere League«...



Friedhelm Wessel



Förderwagen in der Abfuhrstrecke

Das Sütterlin-Experiment

S e i n
R u f
w a r
ihm schon
vorausge-
eilt: Dem
neuen Stei-
ger von Re-
vier 4. Auf

Förderwagen. Er grinste. Plötzlich brach die Kreide ab, ein großes Stück fiel auf das Liegende.

Als der Dicke sich bückte, um die Kreide aufzuheben, verspürte er plötzlich einen kräftigen Schlag. Dann wurde es noch schwärzer um ihn herum.

Als »Steiger Null« wach wurde, stand die Strebmannschaft von »Flöz Anna« um ihn herum. »Watt is den los, Steiger, hasse gestern einen gesoffen«, fragte Rutschenbär Gottfried Ankowiak grinsend.

»Das melde ich dem Alten. Sollt sehen, ihr werdet alle entlassen. Ihr habt mich niedergeschlagen«, fauchte der Dicke und wankte zum Schacht

Die Strebmannschaft grinste.

Nach Schichtende musste Ankowiak zunächst zum Obersteiger, dann zum Alten, wie der Grubenbetriebsführer auch genannt wurde, der den alten Rutschenbär zunächst kritisch beäugte. »Was ist in der Förderstrecke von Anna vorgefallen?«

»Kann ich nich sagen, war nich dabei. Der Steiger muss wohl gegen eine Spitze gelaufen sein«, antwortete Ankowiak schelmisch.

Der Alte verzog spöttisch den Mund und gab ein Zeichen, dass das Gespräch beendet sei.

Danach wurde nochmals »Steiger Null« zu dem Vorfall befragt. Der Alte erklärte aber: »Was habe ich ihnen gesagt. Das ist ein Familienstreb, die sind alle miteinander verwandt und halten zusammen wie Pech und Schwefel. Die Wahrheit wird daher wohl nie ans Licht kommen. Ich setzte sie daher besser in einem anderen Revier ein.«

So übernahm zunächst Rutschenbär Ankowiak die Aufsicht und genullt wurde nun plötzlich auch nicht mehr. Der Hauerlohn in Revier 4 stieg auf einmal an. Steiger Wirgenhaus, ein junger und sehr umsichtiger Aufsichtsbeamter, war danach für »Flöz Anna« zuständig.

der Zeche, dem Pütt, nannte man den unteretzten und glatzköpfigen Aufsichtsbeamten, Steiger Nunnenkamp, weil er die Kumpels gerne schikanierte, nur »Steiger Null«.

Damals mussten die gefüllten Kohlenwagen, noch vor dem Transport zum Füllort am Schacht, vom zuständigen Reviersteiger begutachtet werden. Befand sich zu viel taubes Gestein, das beim Abbau der Kohle anfiel, in dem Wagen, wurde er »genullt« - dafür gab es keinen Lohn. Die Kumpels hatten hier das Nachsehen, denn sie wurden ja nach Leistung bezahlt.

In jenen Jahren waren die Bergleute oft der Willkür von Aufsichtsbeamten ausgesetzt. Und »Steiger Null« war ein Menschenverächter und Schinder. Doch er hatte nicht mit dem Widerstand der Kumpels in »Flöz Anna« gerechnet.

Eines Tages, »Steiger Null« hatte Morgenschicht, schlich er wieder an der Ladestelle herum und begutachtete die gefüllten Wagen. Bernd Kulawy, der an der Ladestelle stand, beobachtete nicht nur das Beladen der Förderwagen, sondern er schaute auch ab und zu auf »Steiger Null«, der die Wagenreihe in der Strecke abschnitt.

Als ein paar Minuten lang keine Kohlen aus dem halbsteilen Flöz rutschten, kletterte Kulawy in den Streb. Nach ein paar Minuten war er jedoch wieder an seinem primitiven Ladestand.

»Steiger Null«, dem bereits der Schweiß von der Stirn tropfte, beäugte währenddessen Wagen für Wagen. Mit einem Kreidestift schrieb er große Nullen auf die Längsseiten der meisten mit Kohlen gefüllten

Vom Eisenwichser zum »ersten Zechenkünstler«



Unser Fritz II/III ungefähr 1977

Die heutige, oft gelobte, Industriekultur stammt eigentlich aus Wanne-Eickel. Als der Künstler, Helmut Bettenhausen, vor fast 60 Jahren in die leer stehende Kaue von Unser Fritz II/III einzog und die Räume als Künstleratelier nutzte, leistete er eigentlich Pionierarbeit: Die Zeche wurde bald zum Ausgangspunkt einer Künstlerkarriere, die von unbändiger Kreativität zeugt: Gründungsmitglied der Künstlergruppe B 1, weltweit aufgestellte Markierungspflöcke, der weiße Stuhl vor wechselnden Industriekulissen und mit Preisen ausgezeichneten Plakate.



Helmut Bettenhausen

Schon immer ist der 1935 in Wanne-Eickel geborene Helmut Bettenhausen dem Bergbau verbunden. Sein Vater fuhr einst auf Unser Fritz ein. Auch heute wohnt der außergewöhnliche Künstler gegenüber dem einstigen Pütt, der sich aber seit Anfang der 1970er-Jahre ein Namen als Künstlerzeche gemacht hat.

Ab 1964 bezog Bettenhausen hier auf dem Bergwerk einen großen Raum. Räumte Schutt und Grubenholz beiseite und schaffte sich sein Atelier. Später folgten andere heimische Künstler seinem Beispiel. In den vergangenen Jahrzehnten machte so Helmut Bettenhausen mit verschiedenen Kunstaktionen und Objekten auf sich aufmerksam. Auch Projekte, wie den »Gahlenschen Kohlenweg«, mit einem kleinen Brückenbauwerk auf dem ehemaligen Zechengelände im Wanne-Eickeler Ortsteil Unser Fritz, brachte der Vielseitige auf den Weg. Kurz vor der endgültigen Schließung der Gesamtanlage, auf dem sein Vater einst 30 Jahre einfuhr, fertigte Bettenhausen in der Zechenwerkstatt mit Unterstützung der RAG das Kunstwerk »Andreaskreuz«.

Am 15. November 1979 wurden die sechs Teile, immerhin je drei Meter lang, in 940 Meter Tiefe, im Bereich des Flözes Zollverein 5, von fünf Kumpels unter der Aufsicht von Obersteiger Süha Samur, montiert. Die weißen Kreuze stellte Helmut Bettenhausen bewusst in der Ortsbrust der 9. Sohle auf. Wenige Tage später folgte das endgültige Aus für den Untertagebetrieb. Die beiden Luft- und Materialschächte samt Bettenhausenscher Kunst wurden verfüllt. Die Arbeit unter Tage inspirierte den Wanne-Eickeler später zu weiteren Kunstwerken. Ein Großprojekt stellte er unter anderem unter das bergmännische Motto »Ortsbrust«.

Bettenhausen absolvierte zunächst eine Malerlehre, war wohl zwischenzeitlich auch auf Baustellen im Einsatz, wo der Metall-Rostschutz im Mittelpunkt stand. Scherzhaft beschreibt sich der Wanne-Eickeler daher auch gerne: »Vom eisenwachsenden Künstler bis



Kunstaktion der weiße Stuhl vor wechselnden Industriekulissen.

zum eigenwilligen Objektgestalter«. Weitere künstlerische Fähigkeiten erwarb Bettenhausen danach, als er eine Ausbildung zum grafischen Zeichner absolvierte. Für die Kommune entwarf der Grafiker danach etliche außergewöhnliche Plakate. Doch seine große Liebe galt weiterhin großen und spektakulären Objekten. Dazu gehörte »Pinne vom Pütt«. Eine Mi-

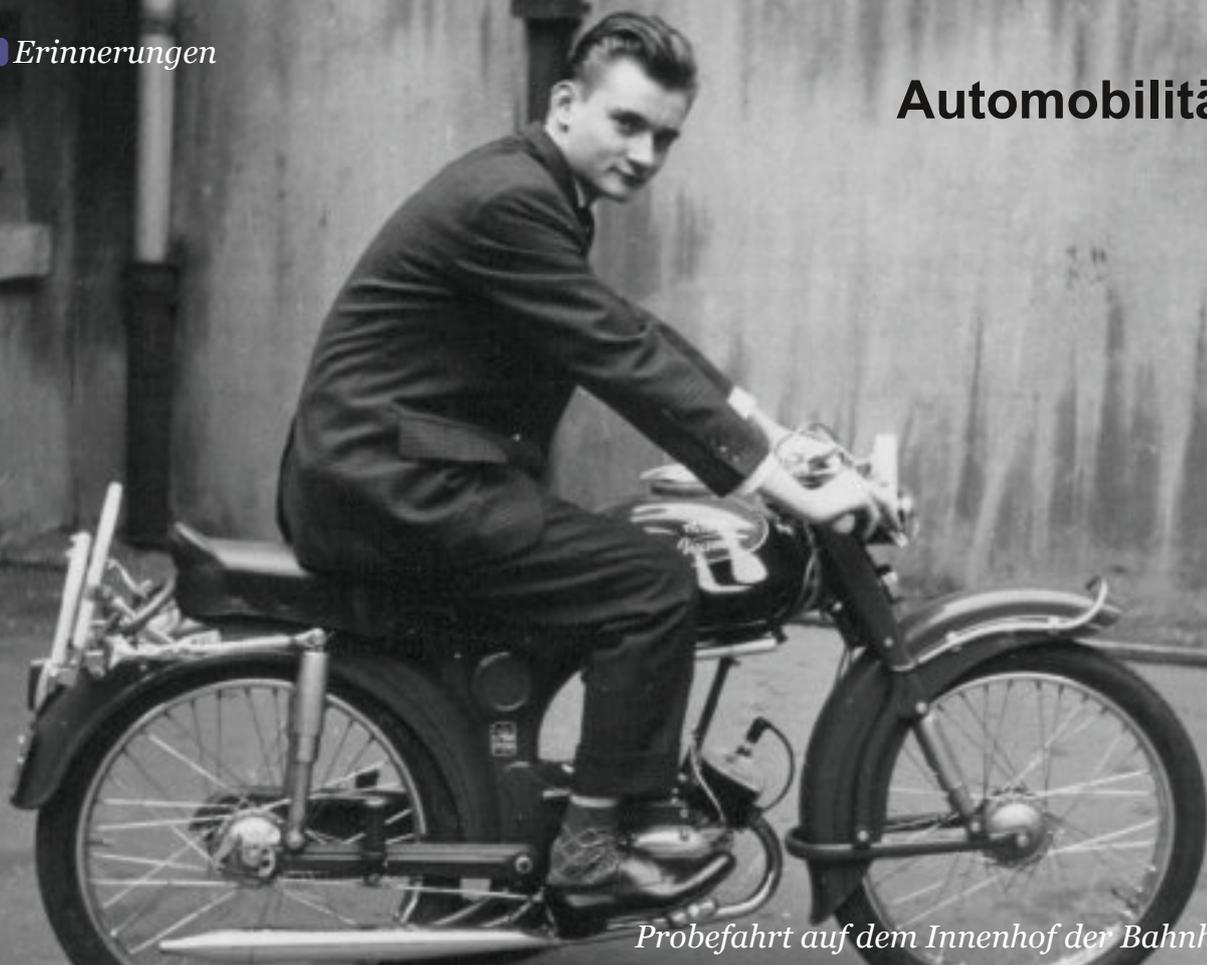
schung aus Kunstaktion und Kommunikation, bei der schwarzgelbe Zechenpflocke in aller Welt an markanten Stellen in den Boden gerammt wurden. 1977 hatte Bettenhausen damit begonnen. Pflöcke erinnern heute zwischen Ägypten und Sri Lanka Lanka daran. Der aus Wanne-Eickel stammende Eiskunstläufer, Rudi Cerne, 1978 Teilnehmer der WM im kanadischen Ottawa, beteiligte sich ebenfalls an der Kunstaktion und brachte einen Pflöck nach Vancouver.

Zwei Jahren später sorgte eine weitere Bettenhausensche Aktion für Furore. Diesmal ging es um einen weißen Stuhl. Der Aktionkünstler lichtete damals das weiße Sitzmöbelstück unter anderem vor Fördertürmen oder in Gleisbetten ab. In seiner Heimatstadt Wanne-Eickel, vor allem in Unser Fritz, erinnern der Triumphbogen der Kohle und die Brücke über die Emscher bei Crange, an ihn. Sie sind Teil der Aktion »Gahlenscher Kohlenweg«, die weitgehend von Helmut Bettenhausen im Jahre 2010 mitinszeniert wurde. Kirmes- und Sporthallenbesucher treffen auch heute noch auf Objekte des umtriebigen Helmut Bettenhausen: Das Migrationsobjekt auf dem Cranger Festplatz und ein Relief am Wanne-Eickeler Sportpark.



Helmut Bettenhausen

Friedhelm Wessel



Probefahrt auf dem Innenhof der Bahnhofstraße 16.

Im März 1960, kurz nach meinem 18. Geburtstag, meldete ich mich bei der Fahrschule Hans Müller, Wiescherstraße, zum Fahrschulunterricht an. Die Lektionen begannen mit der Theorie an der Tafel und mit dem gedruckten Lehrmaterial. Dann galt es für die theoretische Prüfung zu »büffeln«, bevor ich die erste Fahrstunde absolvieren durfte.

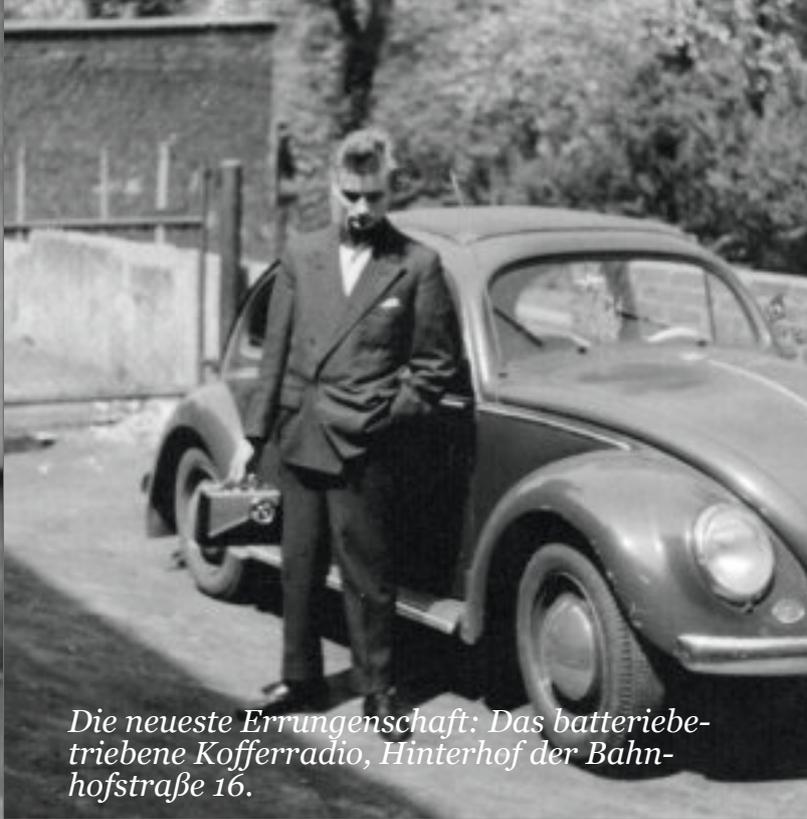
Zuerst wollte ich die Fahrerlaubnis der Klasse 1 (Motorrad) erreichen. Nach Rücksprache mit Vater und Mutter, die den größten Teil der Kosten finanzierten, beantragte ich auch die Klasse 3 (Auto). Nun begann das Fahrtraining mit dem Heinkel Tourist Motorroller und dem VW Käfer. Insgesamt brauchte ich acht Motorradstunden, beziehungsweise 12 Autostunden, ehe mich Hans Müller zur Fahrprüfung anmeldete. Am 7. April 1960 war dann der Prüfungstag. Vom »Müllerschen« Garagenhof startete die Prüfungsfahrt. Von der Wiescherstraße, über die Bahnhofstraße in die Neustraße, Markgrafenstraße, Behrensstraße, Freiligrathstraße, wenden, in die Parklücke einparken. Das lief halbwegs gut ab. Aber dann kam die Aufforderung zur Rückkehr. Unterwegs sagte der Prüfer noch »nicht bestanden« Junger Mann, sie beherrschen die rechts vor links Regelung nicht, sie haben sie dreimal nicht beachtet, die müssen sie mit Herrn Müller noch üben. Somit brauchte ich zur Krad Prüfung erst gar nicht antreten. Hans Müller war ein sehr strenger Fahrlehrer, der auch mal mit kräftigem Handschlag auf Schulter und Rücken seinen

Status auskostete. Auch musste ich mir von ihm mehrere Male sagen lassen: »Aus dir wird nie ein guter Kraftfahrer.«

Am 17. August 1960 nahm ich den zweiten Anlauf und dann hatte ich den »grauen Lappen« in der Tasche. Prüfung geschafft! In der Kneipe nebenan, wurde der erfolgreiche Tag gefeiert.

Meine Fahrkünste mit dem Zweirad verfeinerte ich auf dem Gogo-Roller meines Bruders und die mit dem Auto, mit einem sehr günstigen Leihwagen.

Im April 1961; ich kam nach dem »Feierabendbierchen« nach Hause, überraschten mich meine Eltern mit den Worten: »Wir haben heute für 1.000,00 DM ein Auto gekauft, das kannst du morgen abholen. Es steht bei dem Gebrauchtwagenhändler in der Bochumer Straße (gegenüber der Scala und neben der »Konsum-Filiale«).« Es war ein VW, Baujahr 1952. Wir waren in der Familie sehr gespannt, was sich die beiden da »andrehen« ließen. Am nächsten Tag konnten mein Bruder Manfred und ich die Schrottkiste übernehmen. Es war wirklich ein Gefährt, das vielleicht nur ein Drittel der Kaufsumme wert war. Die Eltern wurden schlicht mit ihrer Unwissenheit »übers Ohr gehauen«. Leider war der Kaufvertrag nicht zu stornieren.



Die neueste Errungenschaft: Das batteriebetriebene Kofferradio, Hinterhof der Bahnhofstraße 16.



Mit den Eltern in Wilhelmshaven nach der Fahrt durch Schleswig-Holstein.

Die Mängelliste war gewaltig. Das Fahrzeug hatte ursprünglich eine lindgrüne Lackierung, die ja innen sichtbar war. Die Karosserie hatte aber eine schwarze Überlackierung. Der Zustand im Fahrzeuginneren war katastrophal. Der sogenannte Himmel hatte Raucherspurten und Wasserflecken. Die Vordersitze waren verschlissen und auf der rückseitigen Sitzbank war ein großer Ölfleck. Das Fahrzeug hatte keine TÜV-Abnahme. Die fand dann ein paar Tage später, beim »Straßen-TÜV2«, in der Jean-Vogel-Straße, statt. Die technische Mängelliste war doch beachtlich. Die Bremsen, obwohl schon hydraulisch, bremsten ungleich, die Handbremse fast gar nicht. Das Türschloss auf der Fahrerseite war defekt, die Reifen waren im Profil abgefahren, da waren 4 neue Pneus notwendig.

Damit die Reparaturkosten in Maßen blieben, wurde viel selbst geschraubt und nur das Notwendigste in der Werkstatt erledigt. Dann gab der TÜV grünes Licht und das Fahrzeug konnte angemeldet werden.

Im August 1961 fuhr ich dann mit den Eltern zu einer Rundreise nach Schleswig-Holstein und Niedersachsen. In Wilhelmshaven kamen wir bei der Schwester meiner Mutter, in der Kleingartenlaube, unter. Nach der ersten Übernachtung kam wieder eine unangenehme Überraschung: Vorderrad-Platten an der Fahrerseite. Zum Glück war ja der Reservereifen im Kofferraum intakt. Doch dann gab es weitere Schwierigkeiten. Der Wagenheberschuh unter dem Bodenholm war nicht mehr vorhanden, er war weggerostet. Mit viel Fantasie und ein paar Ziegelsteinen konnte ich den Wagen anheben und das Rad austauschen. Dann fand ich eine

VW-Werkstatt, die den Reifen reparierte. Durch einen Zufall bemerkte der Mechaniker, dass die Beleuchtung total falsch eingestellt war. Jetzt konnte ich mir vorstellen warum bei der abendlichen Fahrt nach Wilhelmshaven die entgegenkommenden Fahrzeuge wie wild die Lichthupe betätigten; sie wurden geblendet.

Dann war wieder eine TÜV-Prüfung fällig, die in der neuen Prüfhalle in Bochum Riemke durchgeführt wurde. Wieder wurden erhebliche Mängel angezeigt, Dieses Mal nahmen sich die Prüfer die Karosserie vor. Es mussten die vorderen Bodenbleche verstärkt werden, da sie durchgerostet waren, beide Türen waren zu erneuern; ebenso der Schalldämpfer. Die Heizlüftungsschläuche in den Türholmen waren durchgerostet. Da das Fahrzeug nur mit einem Winker ausgestattet war, musste es nun mit einer Blinkanlage modernisiert werden. Und zum guten Schluss gab der Bleiakku seinen Geist auf. Eine Baustelle ohne Ende.

Im Frühjahr 1967 fiel der Käfermotor aus. »Der läuft nur auf drei Pötten«, stellte ein Fachmann fest. Ich kaufte einen Gebrauchtwagen, den DKW Junior. Der schwarze Blitz, wie wir den Käfer liebevoll nannten, stand dann noch einige Jahre rostend in der Ewaldstraße, da meine Eltern sich nicht von ihm trennen wollten. Schließlich übergaben sie das Fahrzeug einem »Klüngelkerl«, der einmal in der Woche auf der Blechflöte blasend seine Runde in Herne-Süd fuhr. Geld gab es für die Rostlaube nicht, aber mein Vater bekam vom »Schrotti« als Gegenwert eine dicke Zigarre.



Wolfram Ninka

Ode an Herne

Herne, mein Herne,
Ich hatte dich gerne.
Das Herne such' ich
Wie's früher mal war-
Es gleicht dem von heute
Nicht auf ein Haar

Die Eleganz und der Schick,
Man sah es auf einen Blick.
Die Restaurants, die waren toll,
Man könnte sagen: »Wundervoll«.

Nachmittags erklang
Klassische Musik
Mit großen Musikern
Aus dem Opernbetrieb.

Von der Scala bis zu Rennkamp,
Das war Allen sehr bekannt.
Schlenkhoff, Funke, Stork und Stracke
Waren auch nicht grad' aus Pappe.

Feldkämper, Hillmann, Loeyer Prüllage,
Mit französischer Staffage.
Sassenhof, Jägerhof Goldsaal, Schmidt,
Da ging Jeder gerne mit.

Doch das war nur die Bahnhofstraße.
Unsere liebe »Renne«.
Die Seitenstraßen
Gleichermaßen.
Das ich's mir nicht verpenne!

Sie waren voller Leben!
Das konnt' es nur in Herne geben.

Das war unsere kleine Stadt.
Man nannte sie: »Die Goldene«.
Von rechts und links sie Freunde hat.

Die kreuz, die quer,
Kam man von großen Städten her,
Um zu erleben was in Herne,
Denn da war man so gerne.

Berühmte Opernstars haben hier gesungen.
In unseren Sälen hat es toll geklungen.

Auch unsere Kinos hatten Niveau.
Lichtburg, Schauburg, Gloria,
Apollo, Alhambra und die Kleinen
Das gab's sonst wohl nirgendwo, oder -
Will's mir nur so scheinen?

Bäume hatte die Bahnhofstraße,
Gleich von beiden Seiten.
Das Grünes gut für's Auge war, darüber
Musste man nicht streiten.

Schon meine Ahnen sangen, gut
Ist's auch für die Lungen.

Als Herne noch ein Dörflein war,
Da waren schon die Holtkamps da.

Sie hatten schöne Stimmen,
Die ließen sie erklingen.

Als Herne noch ein Dörflein war,
Da waren sie schon hier.

Als Herne noch ein Dörflein war
Schon spielten sie Klavier.
Zu zwei Händ' und zu vier.

Sie spielten gern mit schönem Ton,
Denn damals gabs kein Grammophon.

Edith Hower geb. Holtkamp



Hiermit beantrage ich / beantragen wir die Aufnahme in den
Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.

Name:	Vorname:
Straße/Hausnummer:	PLZ / Ort:
Telefon:	E-Mail

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung des Vereins in der jeweils letzten von der Mitgliederversammlung beschlossenen Fassung. Die Satzung kann auf <https://hv-her-wan.de> und in der Geschäftsstelle eingesehen werden.

18,00 € Einzelmitglied 28,00 € Familientarif

Den jährlich fälligen Beitrag zahle ich / zahlen wir:

- per SEPA-Lastschriftmandat (siehe Rückseite)
- per Überweisung
- Ich/wir möchte(n) meinen/unseren Jahresbeitrag um _____ Euro erhöhen.

Ich / wir willige/n ein, dass mich / uns der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. per E-Mail über alle Belange des Vereins informiert. Meine / Unsere Daten werden ausschließlich zu diesem Zweck genutzt. Eine Weitergabe an Dritte erfolgt nicht. Ich kann / wir können die Einwilligung jederzeit per E-Mail an info@hv-her-wan.de, per Brief an die Geschäftsstelle, oder durch Nutzung des in den E-Mails enthaltenen Abmeldelink widerrufen.

Ort, Datum

Unterschrift

Der Mitgliedsbeitrag wird zum 15. Februar eines jeden Jahres fällig.

Satzung: <https://hv-her-wan.de/kwt7>

Datenschutzsatzung: <https://hv-her-wan.de/kwa7>



Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Zahlungsempfänger

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Fon: (02323) - 1 89 81 87 Fax: (02323) 1 89 31 45

Gläubiger-Identifikationsnummer:
DE38ZZZ00001792815

Mandatsreferenz: _____ (wird vom Verein ausgefüllt)

Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wenn das Konto nicht die erforderliche Deckung aufweist, besteht seitens des kontoführenden Geldinstituts keine Verpflichtung zur Einlösung. Bei Nichteinlösung gehen die entstehenden Gebühren zu meinen Lasten.

Vor- und Nachname KontoinhaberIn

Straße und Hausnummer

PLZ und Wohnort

Kreditinstitut (Name und IBAN)

DE __ | ____ | ____ | ____ | ____ | ____

Ort, Datum

Unterschrift

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN

Berkeler Geschichten

Wehwechen in früherer Zeit

Einen Doktor kannten wir kaum. Man half sich immer mit Hausmitteln selbst. Egal was uns drückte, ein Mittel war stets zur Hand. Im Winter stand auf unserem Küchenschrank eine ausgehöhlte Runkel, die mit braunem Kandis gefüllt war. Der Saft, der sich immer wieder neu bildete, war auch noch lecker. So hielten wir den Husten in Schach.

Kamille suchten wir am Wegesrand. Pfefferminze wuchs in jedem Garten. Bei Herzstichen oder Überarbeitung legten wir uns ein feucht-warmes Tuch auf die Brust. Schnell waren wir unsere Probleme wieder los.

Wundstellen am Körper behandelte man mit Kinderpuder. Bei Rückenschmerzen und Hexenschuss kam Pferdesalbe zum Einsatz.

Bei Blasenentzündung nahmen wir warme Sitzbäder. Mückenstiche rieb man sofort mit einer frischen Zwiebel ein. Sollten wir einmal Fieber bekommen, machten wir kalte Wadenwickel.

Bei starken Zahnschmerzen kauten wir auf einer Nelke, bis wir dann meistens doch zum Zahnarzt mussten.

Der Doktor konnte im allgemeinen nicht viel ans uns verdienen.

Zur Nachahmung empfohlen.

Bleiben Sie schön gesund.

Selbstversorgung in früherer Zeit

Fast jede Familie auf dem Berkel hatte einen Garten, oder ein Stück Feld von einem Bauern gepachtet. Pachtland war preiswert.

Man versorgte sich zu 80 % aus dem eigenen Garten. Mit Kartoffeln, vielen Gemüsearten und Obst.

Es kam nur das auf den Tisch, was man selbst im Garten hatte. Für den Winter sorgte man durch Einkochen in Gläsern oder Dosen vor.

Möhren und Kohlrabi kamen in Eimer und wurden dann in eine tiefe Kuhle eingegraben. So blieben sie den ganzen Winter verwertbar.

Zwiebeln wurden draußen getrocknet. Stielmus, Rotkohl, Weißkohl und Bohnen stampfte man in Fässer ein.

Wer sich ein Schwein halten konnte, war fein raus. Sie wurden in der Hauptsache mit Kartoffeln und Schalen gefüttert. So hatte man auch Fleisch und Wurst.

Ein Stück durchwachsener Speck kam ins Essen. Abends aß man den ausgekochten Speck auf einer Scheibe Brot mit etwas Senf. Es wurde alles, was essbar war, verwertet.

Mindestens viermal die Woche gab es Eintopf. Zum Nachtisch reichte man eine Milchsuppe. Der Eintopf, der übrig war, wurde abends gegessen. Dazu gab es eine Scheibe Brot mit selbst gemachter Marmelade und alle wurden satt.

Die Milch holte man in einer Milchanne täglich frisch vom Bauern. Die Bäcker hatten je einen Bezirk. So kauften wir unser Brot oder auch mal einen Rosinenstuten auf der Straße.

Wenn der Bäcker hupte, oder flötete, liefen wir Kinder sofort hin, denn manchmal bekamen wir auch Hefeteilchen vom Vortag geschenkt.

Wir kannten keinen Aldi, Lidl oder Netto und haben sie auch nicht vermisst.



Gerdi Kernbach-Tinnemann

Mein bisschen Spucke ...

In unserer Familie hatten wir den Vorteil dass wir wussten aus welchen Regionen beide Großeltern stammten. Vaters Eltern kamen beide aus West-Polen, südlich von Danzig. Mutters Mutter war von Eisenach, in Thüringen und ihr Vater stammte aus der Eifelregion, nahe den Grenzen von Luxembourg und Belgien. Es war mein mittlerer Bruder, der die Stammbäume von Mutter und Vater erstellte, unterstützt von Urkunden die unser ältester Bruder vom Herner Standesamt erhielt. Er machte auch weitgehenden Gebrauch von den Webseiten der Mormonen. Aber bei Mutters Nachnamen, Müller, war er bei der Stammbaumforschung Ende des 18ten Jahrhunderts steckengeblieben. Bei vier »möglichen« UrUr-Großvätern konnte er nicht feststellen, welcher der unsere war. Inzwischen habe ich gelernt dass keiner der vier der richtige war.

Bei der Forschung nach Vaters Ahnen gab es andere Probleme. Der Familienname Ostrowski wurde 1922 auf Ostkamp geändert und selbst eine Reise nach Polen brachte meinem Bruder keine Resultate. Fast alle Dokumente schienen in den Kriegen verloren gegangen zu sein. Der Durchbruch kam durch DNA der Familienangehörigen, die in die Vereinigten Staaten ausgewandert waren.

Meine Tochter hatte vor zwei Jahren einen DNA Test gemacht und fand sehr schnell Tanten, Onkel und Cousinen, nach denen ich schon jahrelang erfolglos gesucht hatte. Leider an den falschen Orten und mit den falschen Namen, wie es sich jetzt herausstellte. Denn DNA lügt nicht! Jetzt war ich Feuer und Flamme und wollte mit Hilfe von DNA weiter forschen. Da der Großteil meiner Familie in und um Leicester wohnt hatte ich eh eine Art Zugehörigkeitsgefühl. Professor Sir Alec Jeffreys machte 1984 an der Universität Leicester seine große DNA Entdeckung. Das technische Verfahren des genetischen Fingerabdrucks.

Das Kit, das ich 2021 bestellte, kostete zu der Zeit um die 80 Pfund; ungefähr 100 Euro. Seit dem ist dieser Preis beträchtlich gesunken. Man kann es um die 70 Euro bekommen und es gibt immer wieder Sonderangebote. Es gibt viele verschiedene An-

bieter und Arten von DNA-Test-Kits. Ich hatte mich für das gleiche entschieden, das meiner Tochter schon Erfolg gebracht hatte. Von Ancestry. Ich war dort schon Mitglied. So sah es aus im Inneren der ca. 15 cm breiten und 5 cm hohen Schachtel:



Den Anweisungen war leicht zu folgen. Beispielsweise, dass man 30 Minuten vorher, wegen möglicher Verunreinigung der Probe, weder rauchen, essen noch trinken sollte und dass man den Behälter nur bis zur schwarzen Linie füllen sollte (Spuckblasen nicht mitgerechnet). Man meint zuerst man könnte unmöglich so viel Spucke liefern, aber dann klappt es doch. Die kleine Röhre mit der blauen Stabilisierungsflüssigkeit wurde aufgeschraubt, alles gründlich geschüttelt und in die Plastiktüte gepackt. Die kam in den adressierten Umschlag, unten links im Bild. Dann ging es ab zur Post und zum Labor nach Irland.

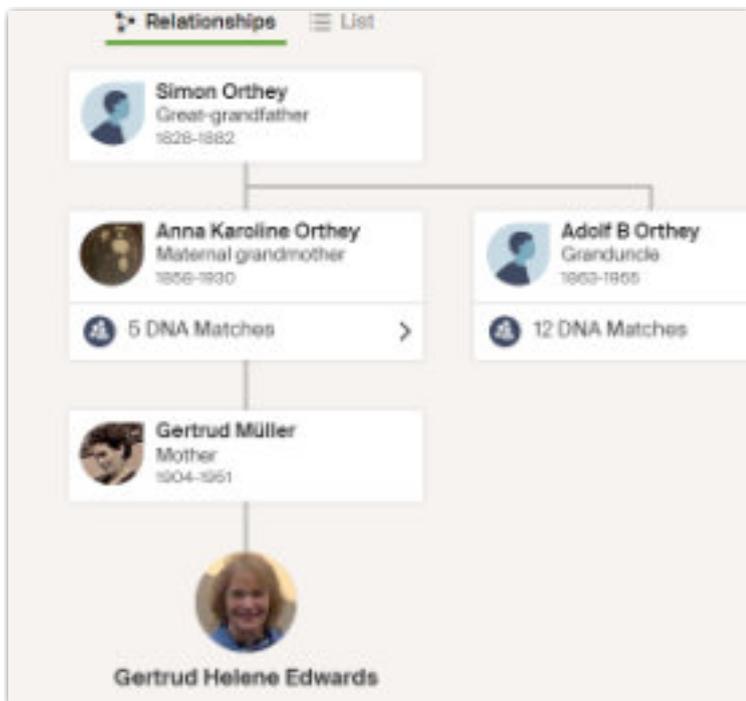
Die Wartezeit betrug ungefähr sechs Wochen. Es schien furchtbar lang. Aber dann kam doch der große Tag, an dem ich meine Testresultate auf dem Computer-Bildschirm sehen konnte:



Eigentlich keine große Überraschung, dass ich ein nördliches Wesen bin. Die vermutlichen Vorfahren aus England und Irland habe ich aber noch nicht gefunden.

Außer dieser Karte, die meine Ethnizität klar anzeigte, war eine Unmenge an Informationen auf meinen DNA-Seiten zu finden. Zum Beispiel eine immer anwachsende Zahl von DNA-Übereinstimmungen. Jedesmal wenn ein entfernter Verwandter einen DNA Test machte, erschien er oder sie auf meiner Seite. Mit der Einrichtung der Thru-Lines, die zeigte, durch welchen Faden die Verwandtschaft gelaufen war.

Hier ist ein Beispiel von ThruLines mit meinem Urgroßvater:



Simon Orthey, nach dem ich jahrelang erfolglos gefahndet hatte. Inzwischen stehe ich in häufiger Verbindung mit einer großen Zahl von Cousins und Cousinen 3. und 4. Grades in den USA. Alle von Seiten meiner Mutter. Es gibt dort sogar eine große Gruppe, die jedes Jahr eine Orthey-Familienzusammenkunft abhält!

Auch auf Vaters Seite bin ich ein großes Stück weitergekommen, obwohl manche Namen Zungenbrecher sind.

Jedes Mal wenn Matches erschienen, wurde angezeigt, wie die Verwandtschaft zu mir war und wie viele cM sie mit mir ge-

meinsam hatten. cM? Keine Ahnung, ich musste mich schlau machen.

Eine Beschreibung, die ich mir vom Internet holte:

»Das centiMorgan (benannt nach Thomas Hunt Morgan, abgekürzt cM) ist eine Maßeinheit, in der genetische Distanzen angegeben werden, also der genetische Abstand zweier Loci auf einem Chromosom. Das centiMorgan ist keine physikalische Maßeinheit im klassischen Sinn, sondern gibt eine Wahrscheinlichkeit an.

Gene, die auf dem gleichen Chromosom liegen, können durch Crossing-over »entkoppelt« werden. Die erwartete Anzahl dieser Cross-over-Ereignisse kann aus der (beobachteten) Rekombinationsfrequenz abgeschätzt werden.

Nicht, dass ich jetzt viel schlauer war. Ich habe aber nachgelesen, dass jeder Mensch ungefähr 6.800 DNA-centiMorgans hat, und diese Zahl enthält beide Kopien von jedem nummerierten Chromosom. Das wären ungefähr 3.400 centiMorgans, die man von jedem Elternteil mitbekommt.

Ich verbrachte einige Zeit mit dem Durcharbeiten und Aufnehmen von so vielen Informationen, und dann geschah etwas Umwerfendes. Eine junge Frau schrieb mir über den Ancestry-Messenger, dass ich ein Match für sie wäre und sie sich wunderte wie wir verbunden wären.

Sie wohnte in Kanada und sie teilte 898 cM mit mir, war also ziemlich nahe verwandt. In gegenseitiger Chat-Korrespondenz stellte sich heraus, dass ihre Mutter auch aus Deutschland kam. Nicht nur das, auch aus meiner Heimatstadt, Herne. So ein Zufall! Es wurde aber fast unglaublich als ich erfuhr, dass ihre Mutter sogar in derselben Straße wie ich geboren wurde. Im Haus nebenan, im selben Jahr, 7 Monate vor mir!

Wir haben hin und her geraten welchen Verwandtschaftsgrad wir miteinander teilten, aber es blieb ein Rätsel bis das Resultat des DNA-Tests ihrer Mutter online war. Sie und ich hatten 2.101 cM gemeinsam, mehr

als ich mit Enkelinnen, Nichten und Neffen gemeinsam hatte. Da gab es nur eins, sie musste meine Halbschwester sein und mein Vater war der Schuldige.

- **Carl Edwards** (Sohn, 3.486 cM, 50% geteilte DNA)
- **Annieboagi** (Tochter, 3.444 cM, 50% geteilte DNA)
- **Bruni Biagioni** (Halbschwester, 2.101 cM, 30% geteilte DNA väterlicherseits)
- **Emm Edwards** (Enkelin, 1.860 cM, 27% geteilte DNA)
- **Richard Ostkamp** (Neffe, 1.742 cM, 25% geteilte DNA)
- **Angelika Ostkamp** (Nichte, 1.698 cM, 24% geteilte DNA)
- **charlie_boag** (Enkelin, 1.654 cM, 24% geteilte DNA)
- **Lonya Zylberstein Reid** (Halbnichte, 898 cM, 13% geteilte DNA väterlicherseits)

Ich war total glücklich über den »Fund«. Bei drei Brüdern wollte ich ja schon immer eine Schwester haben. Sie aber kann sich nicht so richtig mit den Tatsachen abfinden. Es kommt ihr fast so vor, als hätte sie ihren »richtigen« Vater verloren.

Mit ihrer Tochter Lonya aber habe ich eine wunderbare Verbindung; auch sie mit meiner Tochter. Im Vergleich mit Fotos sehen Bruni und ich uns recht ähnlich. Nicht nur im Gesicht und in Haartracht sondern auch im Körperbau. In einem Foto von mir im gleichen Alter wie Lonya sehe ich ihr noch ähnlicher, meine ich.



Bruni Biagioni (links), Tochter Lonya unten rechts.



Meine Tante Sanny mit ihrem ersten und zweiten Ehemann.

Das Finden einer Halbschwester und Halbnichte war wohl das größte DNA-Erlebnis für mich. Es gab aber noch mehr schockierende Entdeckungen.

Unsere liebe Tante Sanny, die uns nach dem Krieg immer so schöne Care-Pakete schickte, war als junges Mädchen erstmals verheiratet mit einem Mann, von dem niemand in unserer Familie jemals gehört hatte. Ihre einzige Tochter hatte sie mit diesem Mann, nicht mit Onkel Ernst, wie wir glaubten. Sie wurde 1924 geschieden, ließ ihre junge Tochter bei ihrer Mutter und zog in die Schweiz, wo sie später Ernst Hubacher heiratete. Das Paar emigrierte 1928 in die USA. Die 12-jährige Tochter, Lottie, folgte ganz alleine im nächsten Jahr. Ihre mit DNA gefundene Tochter Sally schickte mir wunderbare Fotos und nicht so wunderbare Familiengeschichten; beispielsweise, dass ihre Mutter Lottie als 12-Jährige auf dem Schiff vergewaltigt wurde.

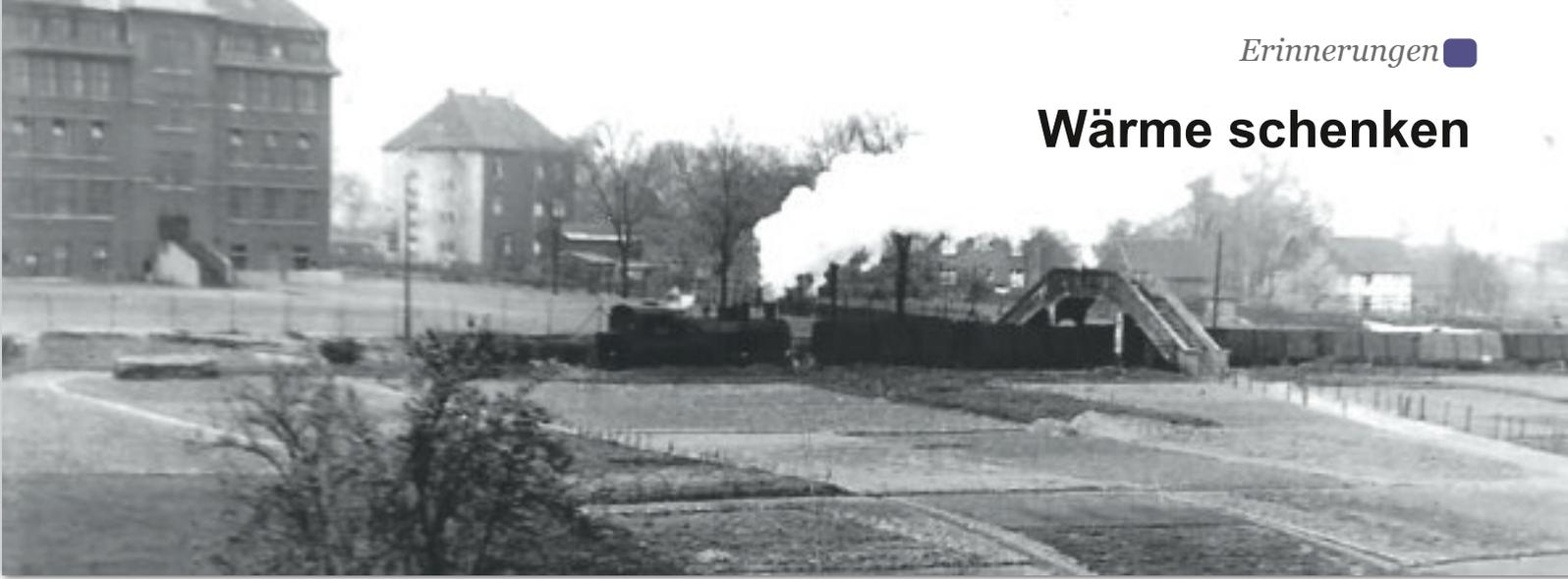
Zum Schluss möchte ich sagen, dass ich nur positive Erlebnisse mit DNA hatte. Obwohl ich mir bewusst bin, dass viele Stimmen davor warnen, dass diese Stammbaumforschung nicht ohne Risiken, oder Gefahren, ist. Ich finde es eine gute Sache, wenn adoptierte oder ausgesetzte Kinder, später im Leben ihre biologischen Elternteile erforschen wollen. Jedenfalls würde es verhindern, dass nahe Verwandte untereinander heiraten!

Einfach unglaublich, was so ein bisschen Spucke alles hervorbringen kann ...



Helene Edwards

Wärme schenken



Die Fotografie, welche im Flur der Vellwigschule hängt, zeigt prominent am linken Bildrand die Vellwigschule. In der Bildmitte ist der Fußgängerübergang über die Hafenan-schlußbahn, von der Zeche Mont-Cenis zum Hafen Friedrich der Große III/IV, zu sehen, welche auch von Zügen der Zeche Constantin benutzt wurde. Einer dieser Züge mit einer Lok Henschel Typ Frankfurt, wohl Constantin Nr. 14 oder 16, mit einem Zug Kübelwagen, unterquert die Fußgängerbrücke. Dort befindet sich heute die Fußgängerbedarfsampel an der Sodinger Straße. Im Vordergrund sind Gärten der Teutoburgiasiedlung, im Hintergrund weitere Häuser des Dorfes Börnig zu erkennen.

Meine Mutter, Grete Schürmann, erzählte mir dazu häufig folgende Begebenheit aus der unmittelbaren Nachkriegszeit: Sie wohnte auf der Vellwigstraße, in unmittelbarer Nachbarschaft gegenüber der Schule. Der Blick der Wohnung ging auf die neben dem Schulhof gelegene sogenannte »Schmidtbuers Wiese«. Sie war häufig von Pferden bestanden. Von der Vellwigstraße aus gesehen verlief die Strecke der im Volksmund Bimmelbahn genannten Hafenan-schlußbahn, keine 100 Meter entfernt, hinter dieser Wiese.

In einem der strengen Nachkriegswinter wurde meine Mutter von ihren Eltern zum Kohlensammeln an diese Strecke geschickt. Die Familie hatte keinen Anspruch auf eine besondere Kohlenzuteilung und so war es in diesem Winter besonders kalt. Am Küchenfenster gab es Eisblumen.

Als sie dann Kohlen sammeln sollte, die von den Zügen zum Hafen herunterfielen, weil sie beim Verladen auch auf den Puffern, Wagenrahmen und ähnlichem gefallen waren und nun durch die Schüttelei und Ruckelei der Fahrt heruntergeworfen wurden, mied sie die »besten« Stellen der Strecke, also jene Bereiche, wo die Gleise nun sehr unsauber verlegt, die Schienstöße besonders ausgeprägt waren und

zu Stößen, Ruckelein und Schwanken der Wagen führten. Natürlich kannten die anderen kohlensuchenden Kinder diese Stellen und es gab in diesen ergiebigen Bereichen häufig Rängeleien und Raufereien. Gerade dies hätte für Gretchen ein zu großes Risiko bedeutet. Sie war im Krieg während eines Bombardements durch eine Dachpfanne am Bein getroffen und schwer verletzt worden. Das Bein heilte nur sehr schlecht und ihr war verboten worden, es durch Ballspiel oder ähnlichem zu stark zu belasten

Also ging sie mit ihrem Eimerchen, sie war zwischen 6 und 9 Jahre alt, die Strecke entlang, mal hier, mal dort ein Bröckchen Kohle aufklaubend, durch die Kälte. Eines Tages hatte ein Heizer Erbarmen. Meine Mutter wartete abseits der Gleise die Vorüberfahrt des Zuges ab, als dieser Heizer, der das kleine Mädchen wohl schon häufiger an diesen uneinträglichen Stellen hatte sammeln sehen, eine Schüppe Kohlen von der Lok ans Gleisbett warf. Über-voll war das Eimerchen, und es reichte beinahe für eine zweite Füllung.

Es hätte sich angeboten, diese kleine Begebenheit in einer Weihnachtszeit der 1940er Jahre anzusetzen – Winter war es ja immerhin – und sie auch in einer Dezemberausgabe des Boten zu platzieren. Doch möchte ich es als wahre Begebenheit und Zeugnis echter Menschlichkeit schildern und nicht etwa in Konkurrenz zu erfundenen Rührstücken einen Beitrag zur adventlichen Stimmung liefern. Vor allem möchte ich aber eins: Dem Heizer mit diesem kleinen Beitrag danken, danken auch, dass meine Mutter durch dieses Erlebnis Zeit ihres Lebens den Glauben an die Menschen nie ganz verloren hat.

PS: Moralisch war in dieser Zeit das Verhalten des Heizers durch den Kölner Erzbischof Kardinal Frings gerechtfertigt worden. Wir kennen alle den Ausdruck für überlebensnotwendige Entwendungen: »Fringsen«.

Sascha Schug



Der neugewählte Vorstand: Dr. Peter Piasecki, Friedhelm Wessel, Marcus Schubert und Thorsten Schmidt. (von links)

Aus dem Verein

Nach der coronabedingten Zwangspause hat der Historische Verein jetzt ein neues Programm erarbeitet. Neben den lokalhistorischen Gesprächskreisen finden seit dem 6. Juli 2023 »Bunte Nachmittage« statt, die unter dem Motto »**Melodien, Geschichten und Bilder: Herne im Wandel der Zeit**« stehen. Den musikalischen Teil bestreitet Günther Schneider. Ergänzt wird der jeweilige Nachmittag durch erzählte Geschichten aus dem alten Herne. Die Veranstaltungen des Historischen Vereins, zu denen alle Interessenten eingeladen sind, finden im 1. Obergeschoss des City-Centers statt. Dort ist auch die Ausstellung »**Vom Arschleder bis zur Zinkbadewanne**«, mit vielen Exponaten, Fotos und Karten, weiterhin zu sehen.



Unser Infostand

Am heißesten Tag des Jahres, am Sonntag, den 9. Juli 2023, haben wir unseren Verein, zusammen mit sieben anderen Traditionsvereinen, auf Einladung des BSV Holthausen 1857 e.V., beim **Tag der Traditionsvereine**, auf der Tappenwiese in Holthausen, präsentiert.

Auch der **Maigang** soll ab 2024 zum festen Bestandteil des Vereinsprogramms werden. Er findet jeweils am 16. Mai statt, und soll an den langjährigen stellvertretenden Vorsitzenden und Lokalhistoriker Gerd E. Schug erinnern, der am 23.12.2023, im Alter von 83 Jahren starb. Der Mai-

gang startet am Pestkreuz und endet an der Corona-Linde. Zwei Objekte, die dem bekannten Heimatfreund Schug unter anderem sehr am Herzen lagen.

Bei der Jahreshauptversammlung, die ebenfalls in den Räumen des Historischen Vereins im City-Center stattfanden, zogen Vorsitzender Marcus Schubert und Geschäftsführer Thorsten Schmidt die »Bilanz« der zurückliegenden Vereinsjahre, die trotz Coronakrise in Bezug auf den Mitgliederzuwachs positiv verliefen. »Unsere Vereinszeitschrift »**Der Bote**«, hatte daran einen sehr großen Anteil«, so Vorsitzender Schubert. Diese werbefreie Broschüre – jeweils 36 Seiten stark – soll auch weiterhin viermal im Jahr erscheinen. Finanziert wird der Bote aber ausschließlich aus Spendengeldern.

Die anschließenden Vorstandswahlen hatten folgendes Ergebnis:

- Vorsitzender Marcus Schubert,
- Stellvertreter Friedhelm Wessel,
- Geschäftsführer Thorsten Schmidt,
- Schriftführer: Dr. Peter Piasecki.



Bunter Nachmittag am 6. Juli 2023

Geplant ist auch ein »Herner Lesebuch«, das Anfang 2025 erscheinen soll. Initiator, Dr. Peter Piasecki, stellte dieses einzigartige Gemeinschaftsprojekt in einem kurzen Vortrag während der Mitgliederversammlung vor.

Friedhelm Wessel

Vom Schwarzen Weg nach Torre Pali: Rocco Ciurlia



Rocco Ciurlia und Lothar Lange

Als Lothar Lange und ich am Schwarzen Weg, in Sodingen, eintreffen, um dort Rocco Ciurlia zu treffen, sind seine Koffer schon gepackt. »Morgen geht es wieder nach Torre Pali«, lacht der 83-jährige Ex-Bergmann verschmitzt. Seit Jahren lebt der in Apulien geborene Herner in zwei Welten: In Sodingen und im süditalienischen Torre Pali. 1958 landete Rocco über Umwege in Herne-Sodingen, legte auf Mont-Cenis an und wurde bald zum begeisterten Bergmann. »Mont-Cenis war ein Familienpütt«, erzählt Rocco. Hier blieb er, bis der Deckel drauf kam, dann fuhr er noch weitere Jahre auf der Zeche Ewald in Hertfen ein. »37 Jahre lang habe ich im Bergbau gearbeitet, davon war ich 33 Jahre lang unter Tage«, unterstreicht der Ex-Hauer vom Schwarzen Weg.

Lothar Lange, der mit dem Bergbau nichts am Hut – Pardon Helm – hat, kennt den Sodinger bereits seit einigen Jahrzehnten. Als wir Rocco am Schwarzen Weg besuchen, haben wir auch den Film »Der Schwarze Tag von Sodingen« dabei, den ich vor vier Jahren gedreht habe und in dem Lothar Lange als Filmsprecher fungierte. »Das Rocco auf dem Pütt gearbeitet hat, wusste ich natürlich, aber dass er damals, als sich 1965 das Grubenunglück ereignete, Mitglied der Grubenwehr war, hat er mir nie erzählt«, meinte der langjährige Versicherungsexperte aus Oberhausen.

Während wir gemeinsam die Dokumentation anschauen, muss Lothar Lange mehrfach, auf Wunsch von Rocco, den Film anhalten, weil er zu vielen Orten und Personen, die im Film, »Der Schwarze Tag von Sodingen« zu sehen sind, etwas erzählen kann.

»Am 22. Juli 1965 hatte ich 12 Uhr-Schicht. Damals arbeitete ich als Hauer in einem etwa 300 Meter langen Streb; ich glaube es war Flöz Röttgersbank. Er war etwa 1,80 Meter hoch

und mit Ferromaticstempeln ausgestattet«, berichtet Rocco Ciurlia. Wir durften aber nicht ins Revier, weil es ja in Flöz Karl heftig geknallt hatte. Eine schreckliche Tragödie! Zumal ich fast alle Kumpels, darunter Betriebsführer Repons, die damals ums Leben kamen, sehr gut kannte«, sagt Rocco mit leiser Stimme – sein italienischer Akzent ist aber wohl sein Markenzeichen.

13 Jahre gehörte Rocco, den es 1958 nach Sodingen verschlug, der Grubenwehr an, 1964 trat er dann in den BUV Sodingen ein. Etliche Urkunden und weitere bergbauliche Exponate, zieren daher das Wohnzimmer des einstigen Zechenreihenhaues am Schwarzen Weg.

Als Rocco Ciurlia am 11. November 1958 in Sodingen eintraf, wurde er zunächst mit weiteren Jungbergleute in einem Ledigenheim an der Mont-Cenis-Straße im Schatten der Anlage 2/4 untergebracht. »Eine verrückte Zeit, aber ich hatte Spaß an meinem Beruf. Einen Ausgleich fand ich beim Tanzen.« Vor allem der Rock 'n' Roll hatte es dem jungen Italiener angetan. Später kam der Beat hinzu. »Ich kannte alle Tanzlokale rund um Sodingen: Schulte im Dorf, Kanonengarten, das Weiße Haus in Gerthe oder Cramer im Brauns kamp. Manchmal ging es vom Tanzen direkt zum Pütt. Ich hatte vorsorglich nämlich oft eine Tasche dabei, in der sich Dubbels und die Kaffeepulle befanden«, lacht Ciurlia.

Doch die Zeit als Bergmann hat ihn geprägt. Wenn Rocco von schweren Unfällen oder Todesfällen erzählt, die sich in jenen Jahren auf den Pütts ereigneten, spricht er leise und macht ein nachdenkliches Gesicht. »Im Streb zu arbeiten war nicht leicht, aber man hat immer gut verdient«, unterstreicht der Reiselustige.

Mittlerweile lässt es der Ex-Kumpel etwas langsamer angehen. Doch seine alljährliche Rückkehr in seine geliebte italienische Heimat ist ihm immer noch wichtig.

Lothar Lange, der seinen Freund Rocco schon mehrfach in Torre Pali, einem bekannten apulischen Badeort, besucht hat, war immer wieder überrascht, welche Wertschätzung dem Sodinger Ex-Kumpel in dieser Region zu Teil wird. Doch selbst unter südlicher Sonne vergisst Rocco »sein Sodingen« nicht: »Ich würde heute alles genau so machen, wie 1958, als ich erstmals die Schachtanlage von Mont-Cenis sah.«

Friedhelm Wessel

Lebensmittelmarken in den schwierigen Nachkriegsjahren

Der Historische Verein Herne/ Wanne-Eickel hat, anlässlich der Ausstellung »50 Jahre City-Center«, ein kleines Konvolut von Lebensmittelmarken, mit einigen wenigen Begleitdokumenten von einem namentlich nicht bekannten Herner Bürger, als Geschenk erhalten. Unter den Dokumenten findet sich eine Bescheinigung der Landespolizei Thüringens aus Meiningen, vom 21. März 1947, in der einer Herner Bürgerin, Ella Lüchtfeld, geb. am 14. August 1907, die Genehmigung zur Rückführung nach Herne bescheinigt wird.

Neben diesem Dokument finden sich in dem kleinen, uns übergebenen Schulheft, verschiedene Lebensmittelmarken, wie sie in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg üblich waren. Lebensmittelmarken wurden in der Regel in Notzeiten an die Bevölkerung ausgegeben, um den allgemeinen Mangel an Konsumgütern besser verwalten zu können. Außer Lebensmitteln wurden auch andere Konsumgüter, wie Heizmaterial, Kleidung, Genussmittel (Zigaretten und Alkohol) sowie Benzin rationiert. Die Erlaubnisscheine heißen dann gewöhnlich Bezugsscheine. Für die Erteilung eines Bezugsscheins musste in der Regel ein besonderer Anlass vorliegen, oder ein Antrag gestellt werden.



Lebensmittelkarte für Nordrhein-Westfalen 1949. Einige Marken wurden bereits verbraucht.

Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg. Es herrschte großer Mangel. Nach dem Krieg fehlte es an Wohnraum, Kleidung, Wasser, Essen, Strom und Geld. Viele Städte waren zerstört. Gegen Ende 1946 entsprach die vorgesehene Tagesration für Erwachsene deshalb nur 1550 Kilokalorien. In den Jahren 1948 und 1949 wurden diese Mengen schrittweise erhöht. Darüber hinaus erhielten Kinder zeitweilig eine Schulspeisung, um sie vor Unterernährung zu bewahren.

Die dem Verein übereigneten Dokumente bestehen aus zwei vollständigen Lebensmittelkarten, drei teilweise verbrauchten Lebensmittelkarten, einer Zulagenkarte für Schwerarbeiter und einer Brennstoffkarte; alle mit der Angabe Nordrhein-Westfalen gekennzeichnet.



Lebensmittelmarken für Schwerarbeiter als Zulagenkarte von 1949

Für die vorgelegten Lebensmittelmarken erhielt man rationierte Lebensmittel in Geschäften und Gaststätten nur, wenn man die entsprechenden Lebensmittelkartenabschnitte vorlegen konnte. Dabei waren die Marken nach einzelnen Lebensmitteln aufgeteilt. Für die abgebildete Lebensmittelmarke konnte man beispielsweise Brot, Fett, Butter, Zucker oder Fleisch erhalten.

Einzelne Berufsgruppen wurden jedoch von den Alliierten zusätzlich unterstützt, weil sie besonders schwere Arbeit zu verrichten hatten. Hierzu gehörten etwa die Bergleute. Die Abbil-

dung zeigt eine sogenannte »Zulagenkarte für Schwerarbeiter«, aus dem Jahre 1949. In diese Kategorie von besonderen Zuteilungen gehört auch die ebenfalls abgebildete »Brennstoffkarte«, die für die Zeit vom 1. April 1947 bis zum 31. März 1948 ausgewiesen war und den Stempel »KREISWIRTSCHAFTSAMT HERNE« trägt. Im Zusammenhang mit der Ernährungs-sicherung der Bevölkerung nach dem Kriege sei noch auf die Care-Pakete aus USA verwiesen sowie auf die Quäker-Speisung, die von privaten christlichen Vereinigungen in den Verei-nigten Staaten organisiert wurde.

Ab 1950 wurden die Lebensmittelkarten in der Bundesrepublik Deutschland abgeschafft. Am 31. März beschloss das Bundeskabinett, unter Konrad Adenauer, die Aufhebung aller noch verbliebenen Einschränkungen zum 1. Mai 1950. Damit entfielen im Bundesgebiet die Lebensmittelkarten und -marken. Für Kranke gab es Krankenzulagekarten.

Das Ende der Lebensmittelkarten wurde mit der Währungsreform vom 20. Juni 1948 eingeleitet, weil nun die neue und stabile D-Mark das Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit be-



Brennstoffkarte für das Besatzungsgebiet Nordrhein-Westfalen mit dem Stempel »KREISWIRTSCHAFTSAMT HERNE« und dem Herner Wappen.

wirkte und damit den Schwarzmarkt und die Lebensmittelkarten weitgehend überflüssig machte. Es gab wieder alles zu kaufen. Jedoch war das neue Geld in den ersten Jahren für viele Menschen nur sehr knapp vorhanden.

Dr. Peter Piasecki

Das Kästchen von Ceylon (Sri Lanka)

- überlieferter Text von meiner Tante, Renate Penitzka (Greifswald) -

Die Geschichte des Kästchens mag ungefähr Anfang des letzten Jahrhunderts begonnen haben (19..). Meine Tante Renate konnte sich an keine genaue Jahreszahl erinnern.

»Von der Urgroßtante Anna Schmidt, Missionarin auf Ceylon, ihren Schwestern: Otilie und Maria, die in Wernigerode lebten, aus Ceylon mitgebracht. ... Von diesen in den 1970-er Jahren weiter geschenkt an die Missionarin Pauline Armbrüster, die ebenfalls auf Ceylon tätig, mit den Schmidts verwandt und Mitglied beim DFMGB = Dt. Frauen Missions Gebetsbund (heute Frauen Gebetsbund) war. ... Nach Paulines Besuch in Stralsund, zur Rüste im März 1977, Annerose Kutschenreiter übergeben. ... Diese vermerkte am 15.01.1997 auf dem in diesen Kästchen enthaltenen Wegzettel: »Nach meinem Tod bitte an Renate Penitzka, Greifswald.« ... Das Kästchen wurde, ihrem letzten Willen folgend, an Renate Penitzka in Greifswald weiter gegeben. ... Als diese ihrer Nichte, Anna-Maria Penitzka (2013) von der Geschichte des Kästchens erzählte, war diese sehr beeindruckt von der Aufzeichnung des



Das Kästchen von Ceylon (Außenansicht)

Weges, den das Kästchen aus Ceylon zurückgelegt hatte, dass sie ihre Tante Renate Penitzka darum bat, ihr das Kästchen als Nächste zu geben. ... Am 27.06.2023 übergab Renate Penitzka, anlässlich des Besuches ihrer Nichte, Anna-Maria Rawe (geb. Penitzka) in Greifswald, das Kästchen von Ceylon. ... Das Kästchen wird zukünftig im Haushalt von Daniela und Anna-Maria Rawe, in Herne / Ruhrgebiet stehen.«

Anna-Maria Rawe

Erinnerungen: Kinderbadetag in der Küche



Badetag - diesmal ausnahmsweise im Garten

»**B**umm, bumm, bumm« - der alte, dunkelbraune, mit Rissen übersäte Lederball, knallte in regelmäßigen Abständen vor das große, grüne Tor des Schuppens an der Goethestraße, in dem der ausrangierte Flachwagen des benachbarten Gemüsehändlers untergebracht war. Mutter riss das Fenster auf, mein Bruder Walter und ich schauten uns um, als wir das wohlbekanntes Öffnungsgeräusch hinter uns hörten: »Raufkommen, beide, sofort!« Ich zuckte mit den Schultern, Walter schoss noch einmal mit voller Wucht die Lederpille in Richtung Tor. Doch das Leder verfehlte das Ziel, der Ball flog in Richtung des benachbarten Gartens. Mein Kopfschütteln übersah Walter geflissentlich, er schämte sich ein wenig, weil er immer glaubte, er sei der bessere Kicker.

Als wir die Wohnung betraten, bot sich uns das samstägliche Bild: Vater saß auf der Eckbank der großen Wohnküche, las in einem neuen Schmöker seines Lieblingsautoren Will Spandey, der hier ganz in der Nähe wohnte und gelegentlich auf dem Weg zum Amtsgericht, wo er sich so nebenbei noch als Schreiber für die örtlichen Zeitungen verdingte, in dem er über kleine Gauner- und Verkehrssünderprozesse berichtete, unser Viertel durchkreuzte.

Walter und ich wollten uns gerade auf die Eckbank setzen, da schob Vater den Wälzer zurück, griff nach einer Ausgabe der »Herner Zeitung«, breitete sie aus, erhob sich kurz und zog unter der Sitzbank einen alten Schuhkarton in dem sich Putzzeug befand sowie seine derben Arbeitsschuhe hervor. Mutter schaute mit einem Kopfschütteln herüber. Vater drapierte die Schuhe auf den papiergeschützten Tisch und begann mit der Putzarbeit. Eigentlich schmierte er ja nur mit einer kleinen Bürste schwarze Creme auf die Schuhe.

»Wir haben Kauenreinigung, da muss man auffem Pütt den Haken räumen«, sagte er in unsere Richtung. Ich nickte. Aber wir kannten ja alle diese Prozedur, die sich alle vier Wochen wiederholte, schon aus den vergangenen Jahren.

Meine beiden jüngeren Geschwister Marion und Roswitha saßen schon erwartungsvoll vor der großen Wanne, die auf dem Boden, neben dem wärmenden Ofen stand.

»Walter, du könntest mir mal helfen«, raunte Mutter und schaute hinüber zum Küchentisch, wo Vater seine Putzaktion inzwischen beendet hatte und genüsslich an seinem Samstagsbier nuckelte.

Er stand wortlos auf und ging zum Ofen, nachdem er die schwarzen Schuhe plus Karton wieder unter die Bank gestellt hatte, und das Zeitungspapier sorgsam zusammengefaltet hatte. Auf dem Herd stand ein riesiger, grauer Zinkkessel, Wasserdampf stieg auf. Unser Vater öffnete die Herdklappe und stopfte die Zeitung, die ihm als Unterlage für seine Schuhpflege gedient hatte, ins Feuer. Danach griff er nach einem Topf und versenkte ihn unter den kritischen Blicken unserer Mutter ins heiße Nass. »Pass auf, verbrenne dir nicht noch die Hände«, warnte sie.

Vater blieb stumm, er kannte ja seit Jahren während des samstäglichen Kinderbadetages die Redewendungen seiner Frau. Nach ein paar Minuten war es geschafft.

Marion zog sich bereits aus, stand im Schlüpfertuch vor der Wanne, Mutter kniete davor, hielt ein Stück Kernseife in der rechten Hand.

»Ich will zuerst«, rief Roswitha mit piepsiger Stimme. Vater lächelte und widmete sich wieder seinem Western, der vor ihm lag.

»Na, rein mit dir«, sagte Mutter sanft, während sie mir und meinem Bruder kritische Blicke zuwarf. Wortlos setzten wir uns neben Vater auf die zerschlissene Eckbank, griffen nach einem alten »Akim-Heft«, das ich vor einigen Tagen, gegen eine alte »Prinz-Eisenherz«-Ausgabe getauscht hatte.

Gemeinsam blickten wir in das Heft, während Marion inzwischen ebenfalls in Unterhemd und Schlüpfer in Wannennähe saß.

»Warum dürfen die Mädchen eigentlich immer zuerst in die Wanne. Finde ich ungerecht«, maulte Walter, fing sich für die provokante Frage den skeptischen Blick meiner Mutter ein, die ihre Schrubbarbeit an Marion aber nicht unterbrach.

»Weil ihr Beiden, die größten Dreckspätze des Viertels seit, die Mädchen würden ja nach dem Baden aussehen wie meine Kumpels und ich nach der Schicht«, warf Vater sanft lächelnd ein. Mutter nickte und spülte mit einem Schwall Wasser den Schaum aus Marions blonder Haarpracht. »Halte dir die Augen zu, sonst jammerst du wieder«, sagte Mutter beim zweiten Spülvorgang.

»Heul-Marion, Heu...«, gibelte nun Roswitha. »Sei still, gleich bis du dran«, meinte Mutter und griff nach einem großen, flauschigen, grünen Badetuch, das neben ihr über der Lehne eines schäbigen, hölzernen Küchenstuhls hing.

Vater erhob sich, Mutter wickelte Marion in das Tuch und Vater hob sie aus der Wanne, stellte sie, nachdem er einige Sekunden gewartet hatte, auf die Eckbank. Marion lächelte ihren Vater an.

»Witha, mach schon, sonst wird das Wasser kalt«, meinte Mutter und reichte unserer Schwester die rechte Hand. Roswitha erhob sich, zog sich blitzschnell Schlüpfer und Hemd aus und stieg ins inzwischen etwas grau-bläulich gefärbte Wasser.

»Ist gut so, oder soll ich noch einmal nachgießen«, fragte Mutter, die sich mit der linken Hand eine Haarsträhne aus der nassen Stirn schob.

Walter und ich waren immer noch in »Akims-Abenteuer« vertieft.

»Morgen ist Lokalderby. Sodingen spielt gegen Westfalia. Grubenstiefel gegen Lackschuh«. Vater lachte. »Wollen wir hin?«

»Jajajaaa!«, schrien wir. Mutter blickte nur kurz auf, die saubere Marion wuselte in der Küche herum, zog sich frische Unterwäsche an, die auf der kleinen Kommode, auf der das Radio mit dem grünen Auge stand, für jeden von uns bereit lag.

»Ist ja gut. Morgen nach dem Mittagessen. Hoffentlich gibt es noch Karten...«

Roswitha saß nach vorne gebeugt in der Wanne. Mutter schrubkte ihr den Rücken. »Steh' mal auf, damit ich dich richtig waschen kann«, warf Mutter ein. Roswitha erhob ich langsam.

Walter schaute herüber, stieß mir mit den linken Ellenbogen in meine rechte Seite. Er prustete los und zeigte dann auf Roswitha, die einen roten Kopf hatte: »Kuckma, die Witha iss ja wasserscheu«. Mutter unterbrach ihre Waschaktion und schaute mit einem Blick, der uns sofort zum Schweigen brachte, zum Tisch herüber. Vater schüttelte den Kopf, Roswitha drehte sich verschämt mit einem inzwischen hochroten Kopf ab und griff nach einem Badetuch, es war hellbraun.

»Wasserscheu, wasserscheu«, gibelte nun Marion, sie drängte sich nun an Vaters Seite. »Halte deinen frechen, vorlauten Mund«, fauchte Mutter, die nun begann Roswitha in dem schützenden Badetuch abzurubbeln.

»Ab ins Bett, ihr Beiden, und ihr zwei zieht euch schon mal aus. Ihr seid jetzt dran«, meinte unsere ärgerliche Mutter. Roswitha verschwand mit trippelnden Schritten in Richtung Schlafzimmer. Ihre noch feuchten Füße hinterließen Spuren auf dem rotgemusterten Linoleumboden der Küche. Marion sprang hinterher. Vater griff erneute nach seinem Westernroman - Eine junge Frau wurde gerade von einem aufrechten Cowboy aus den Klauen eines Banditen befreit.

Nun war Walter junior an der Reihe. Mutter drückte in sanft ins Wasser, ich lachte und dachte daran, dass ich als Erstgeborener nun als letzter in Badewasser durfte. »Ist schon sehr ungerecht«, sagte ich leise. Mein Vater sah kurz auf, nahm einen letzten Schluck aus der Bierflasche.

»Was ist ungerecht?«, setzte er nach. Ich zuckte nur mit den Schultern.



Wannenspaß am Badetag

»Walter, gieß noch mal nach«, meinte Mutter ohne den Rubbelvorgang mit einem groben Schwamm am Körper meines Bruders zu unterbrechen. Schließlich

drückte Mutter Walters Kopf noch mal unter Wasser. Sie ließ die Hand los, Walters Gesicht blieb im Wasser. Schließlich tauchte der prustend wieder auf. »Muss ja üben für den nächsten Sommer, will einmal quer durch das Becken im Sommerbad tauchen«, meinte er als Mutter ihm ein frisches Badetuch reichte.

Damit rieb er sich die Wassertropfen vom schwächtigen Körper.

»Lappes, du bist dran«. Mutter schaute mich an und wies mit der rechten Hand auf das Wannensbad hin.

Langsam erhob ich mich, Walter zog sich eine frische, weiße Unterhose aus Feinripp an. Dann griff er nach einem Schlafanzug, streifte ihn über und verschwand, ohne sich umzudrehen aus der Küche.

Meinen samstäglichem Badegang absolvierte ich ohne jegliche mütterliche Hilfe und Unterstützung. Mutter setzte sich ebenfalls auf die Eckbank, wischte sich mit einem Handtuch den Schweiß aus dem Gesicht. »Was wäre es schön, ein richtiges, gefliestes Badezimmer zu haben. Sieh dir doch mal diese Sauerei an. Alles nass, muss nun nochmals wischen«. Vater hob die Schultern und sah kurz seine Frau an: »Mia, die Zeit wird kommen«.

Mutter seufzte: »Immer diese samstäglichem Plackerei«. Ich war aus dem Wasser gestiegen, hatte mich mit einem Badehandtuch trockengerieben und zog mir ebenfalls frische Wäsche an.

»Walter, steht auf, her mit dem Grubenzeug«. Der Angesprochene erhob sich, hob die Klappe der kurzen Seite der Eckbank an und zog ein Bündel hervor. In dem großen, blaukarrierten Handtuch befand sich das schmutzige Arbeitszeug unseres Vaters, das nun in die Wanne wanderte. Dort blieb es eine halbe Stun-

de, zuvor hatte Mutter dem trüben Wasser noch eine Ladung Waschpulver verpasst.

Vater schleppte währenddessen eimerweise frisches Wasser heran, das er in den großen Zinkkessel goss.

»Ohne Einweichen bekomme ich deine Klammotten ja überhaupt nicht mehr sauber«, meinte Mutter schon etwas genervt, dann nun mussten Hose, Jacke, Hemd, Unterhose, Unterhemd und Socken von der Badewanne in den Zinkkessel umgeschichtet werden. Vater half, so gut es ging, fing sich aber immer wieder einen ärgerlichen Blick unserer Mutter ein.

Schließlich war es geschafft. Deckel auf den Kessel, zwei Schüppen Kohle in die die Herdglut und Vater machte sich daran das Schmutzwasser der Wanne mittels eines Eimers zu entleeren.

»Lappes, hilf mal deinem Vater«, meinte Mutter, als sich der Wasserspiegel schon erheblich abgesenkt hatte. Vater und ich trugen die Zinkwanne schließlich zum Spülstein, wo wir den Rest des Schmutzwassers ausgossen.

Die Wanne trugen wir zurück in die Wohnküche, wo Mutter bereits am Herd stand, und eifrig mit einer große, hölzernen Zange die Wäsche in Bewegung hielt.

Vater schleppte zwischendurch ein paar Eimer frisches Wasser heran, es wurde zum Spülen seiner einzigen Arbeitsgarnitur benötigt, die nach dem Auswringen zum Trocknen auf den Dachboden kam. Erst danach herrschte Ruhe in der Wohnküche, und meine Eltern genossen den Rest des Samstagabends bei einer Musiksendung im Radio, das einen Ehrenplatz auf einem kleinen Tisch in der Wohnküche hatte.

Für mich war es der letzte gemeinsame Badetag in der Küche, am anderen Montag begann meine Ausbildung auf dem Pütt und da gab es ja eine Kaue mit vielen Duschen. Auch mein Bruder Walter wurde während der noch folgenden Mädchenbadetage aus der Küche verbannt, er durften nun samstags solange draußen Fußballspielen, bis Marion und Roswitha längst den Fluten entstiegen waren.

Am Sonntag ging Vater mit Walter und mir nach Sodingen, zum Stadion am Holzplatz, dort spielte ja »Grubenstiefel gegen Lackschuh«. Und die »Stiefel« konnten sich zur Freude unseres Vaters diesmal sogar durchsetzen.

Friedhelm Wessel



Imker mit Rahmen und Waben

»Imkern« hat eine lange Tradition in Herne

Bereits seit 1938 gibt es einen Imkerverein in Herne. Damals gehörten 12 Imker, die über 75 Bienenvölker verfügten, dem neuen Verein an. Zuvor gehörten die Herner der Bochumer Ortsfachgruppe Bochum und der Landesfachgruppe Westfalen, in Münster, an. Otto Dräger, ein damaliger Polizeibeamter, leitete ab 1938 den neuen Verein.

Die älteren Imker, im damals neu gegründeten Herner Imkerverein, gehörten in der Herner Gründungsphase schon teilweise über 30 Jahre dem Bochumer Imkerverein an. Der »Herner Imkerchronist« geht daher davon aus, dass die Imkerei in Herne schon viel länger betrieben wird.

Die Imkerei ist für die meisten Imker ein Hobby und wirft keinen großen Gewinn ab. Imker spielen eine wichtige Rolle im Umweltschutz, da sie mit ihren Bienen zur Bestäubung von Pflanzen beitragen. Bienen bestäuben Blumen und ermöglichen so die Fortpflanzung von Pflanzen. Imker setzen sich für den Schutz der Bienen und ihres Lebensraums ein. Sie tragen zum Erhalt der Artenvielfalt bei. Die Imker haben die Hauptaufgabe, auf die Bienengesundheit zu achten. Wenn mit den Bienen alles gut läuft können sie leckeren und gesunden Honig ernten.

Eine der wichtigsten Aufgaben eines Imkers ist die Honigernte. Der Imker entnimmt den Bienenstöcken die reifen Honigwaben, entfernt die Bienen und gewinnt den Honig durch

Schleudern oder andere Verfahren. Anschließend sorgt er für die richtige Lagerung und Verarbeitung des Honigs.



Eingefangener Schwarm

Für Verluste von Völkern sorgen oft Bienenkrankheiten, die durch die Varroamilbe übertragen werden können. Dann muss der Imker reagieren.

Der Imker muss in der sogenannten »trachtlosen Zeit« auch dafür sorgen, dass die Bienen gut über den Winter kommen und ihnen Futter geben, denn die eifrigen Insekten halten keinen Winterschlaf.

Der Bienenhalter muß außerdem für ein sauberes Zuhause sorgen und bei Gelegenheit die Waben austauschen.

Aber das – und vieles mehr – lernt man unter anderem im Verein von einem "Imkerpaten" (früher Imkervater), oder auf Lehrgängen des Deutschen Imkerbundes. Jungimker und Imkerinnen sind immer willkommen. Heute gehören dem Herner Imkerverein 100 Mitglieder an, die 650 Völker betreuen.

Weitere Informationen:
www.imkerverein-herne.de



Günter Habijan



Helmut Bettenhausen mit seinem Kunstobjekt »Ortsbrust«

Im nächsten »Boten«:

*Alf Rolla: Radiokarriere begann mit Versprecher
Norbert Altenhöner und die Freizeit
Textilherstellung in Herne
(und vieles mehr)*